Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 28 – 15. Juli 2006

UNABHÄNGIGE WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

Kinderwunsch ausgetrieben

Auch wenn die bundesweiten Zahlen noch nicht vorliegen, so kann man anhand der bereits teilweise veröffentlichten Ergebnisse einzelner Bundesländer erkennen, daß auch 2006 die Frauen im Durchschnitt höherwertigere Schulabschlüsse erworben haben als ihre männlichen Altersgenossen. Und auch wenn sie trotz der besseren Noten immer noch nicht die gleichen Karrierechancen haben, etablieren sie sich doch im Mittelfeld, so daß sie schnell finanziell unabhängig sind und auf ihrer Ebene gesellschaftlich anerkannte Leistungen erzielen. Während das auch bis vor kurzem noch so gewollt war, entdecken Politik und Medien inzwischen ein zuvor noch verachtetes Potential in den jungen Frauen: die Frau als Gebärerin des Steuerzahlers, Arbeitnehmers und Konsumenten der Zukunft. Allerdings haben sie da die Rechnung ohne die Frau gemacht. Laut neuesten Umfragen im Auftrag der Robert-Bosch-Stiftung will Frau nicht mehr. Nie war der Kinderwunsch in Deutschland so gering ausgeprägt. Lesen Sie dazu: „Kinder? Nein danke!“, **Seite 4**.

Hoffender Blick ins All

Am Montag, 17. Juli, wird nicht nur im Nasa-Kontrollzentrum in Houston (Texas) auf die erfolgreiche Landung der Raumfähre „Discovery“ gehofft. Alle an der Internationalen Raumstation ISS beteiligten Staaten setzen auf die störungsfreie Heimkehr der Raumfähre, denn von ihr hängt der Ausbau der ISS ab. Material und Personal kommen hiermit ins All. So haben in der vergangenen Woche Mitglieder der „Discovery“-Besatzung notwendige Reparaturen an der Raumstation ausgeführt: Ohne diese Ausbesserung hätten die im August mit der Raumfähre „Atlantis“ ins All zu bringenden riesigen Sonnensegel nicht angebracht werden können. **Seite 8**



Wieder im alten Stil: Mit großer Sorgfalt haben die Gärtner im Potsdamer Park Sanssouci alte Obstbaumsorten nachgepflanzt – getreu den historischen Plänen. Jetzt gibt es die erste Ernte.

Foto: Gert Gartenschläger

Eine »sehr brutale Politik«

Kaczynski-Zwillinge sichern sich die Macht in Polen – Antideutsche Haltung

Von BERNHARD KNAPSTEIN

Lech und Jaroslaw Kaczynski, die bekanntesten eineiigen Zwillinge Polens, teilen seit ihrer Geburt Freud und Leid und nun auch noch ganz Polen, jedenfalls die Macht in dieser Republik. Der eine, Lech, ist Staatspräsident des Landes und der andere, Jaroslaw, ist nunmehr designierter Ministerpräsident.

Was so nett familiär klingt, ist die Vorstufe zu einer Demokratie- und Staatskrise Polens.

Zuvor wurde der im Volk äußerst beliebte Kazimierz Marcinkiewicz genötigt, sein Amt als Regierungschef niederzulegen und seinem Parteichef Kaczynski zu huldigen. So erklärte der Entmachtete, der bis zu diesem Zeitpunkt einen unbestechlichen Eindruck gemacht hatte, niemand werde „einen Keil zwischen Jaroslaw Kaczynski“ und ihn treiben, sprach andernorts aber auch von einer „sehr brutalen Politik“.

Marcinkiewicz darf nun als Oberbürgermeisterkandidat in Warschau antreten. Doch nur als Marionette?

> Warschau droht ein Absturz in die Provinzialität

Die Machtkonstellation im polnischen Staat sieht jetzt so aus: an der Spitze die eher antideutsch und antieuropäisch eingestellten Kaczynskis. Ihre fragilen Stützen: der mehrfach verurteilte Straftäter und Radikalpopulist Andrzej Lepper von der Partei „Sambroona“ sowie der Rechtsextremist Roman Giertych von der „Liga der Polnischen Familie“. Nationalistische Beschränktheit ist das derzeitige Niveau der amtierenden politischen Führung Polens. Die ganze Dramatik verdeutlicht ein von allen ehemaligen polnischen Außenministern seit 1989 unterzeichneter offener Brief. Die Politiker kritisierten darin die Absage des Warschauer Staatspräsidenten beim traditionellen Treffen des „Weimarer Dreiecks“ mit Kanzlerin Merkel und Staatspräsident Chirac „ohne substantiellen Grund“. Kaczynski will sich „zeitweilig unpäßlich“ gefühlt haben.

Für die künftige Regierungsarbeit prognostiziert Vize-Sejmmarschall Bronislaw Komorowski: „Polens Politik wird nun noch extremer, noch europa- und fremdenfeindlicher.“ In der Tat haben die Kaczynskis alle gemäßigten Kräfte und Menschen mit politischem Weitblick aus ihrem Umfeld verbannt.

Außenpolitisches Berserkertum, was manche jetzt befürchten, wird Polen nur schaden, denn es droht damit in die Provinzialität zurückzufallen. Immerhin scheint die polnische Bevölkerung die Folgen zu ahnen. Nach einer Umfrage der „Gazeta Wyborcza“ meinen nur 21 Prozent der Polen, Kaczynski habe das Zeug zu einem guten Ministerpräsidenten. Und magere 64 Prozent der Kaczynski-Anhänger sind derselben Ansicht. **(Siehe auch die Beiträge auf den Seiten 7 und 24.)**

KLAUS D. VOSS:

Sicherheit

Die Staaten Europas gehen zu sorglos mit der Sicherstellung ihrer Energieversorgung um. Es ist höchste Zeit, daß dieses Thema auf die Tagesordnung gesetzt wird – wie jetzt auf dem G8-Gipfel in St. Petersburg. Innovative Gedanken haben sich die Europäer meist nur um die Entwicklung von Wind- und Sonnenenergie gemacht – gute Ansätze, aber allen Verantwortlichen müßte klar sein, daß sich Versorgungssicherheit mit diesen Energiequellen nicht garantieren läßt.

Der Energiemarkt entwickelt sich weltweit in ganz anderen Dimensionen. Die Lage ist durch eine dramatisch wachsende Nachfrage nach Erdöl, Gas und Strom bestimmt. Die Preise explodieren. Die EU-Staaten haben bisher die „Politik der dicken Brieftasche“ betrieben. Mit dem Geld (der Bürger) konnte man auf dem Weltmarkt immer abschöpfen, was Land und Leute an Energie brauchten; eine teure Variante von Versorgungssicherheit.

Jetzt zeigen sich die Grenzen auf: Die Kosten für importierte Energie haben bereits eine Höhe erreicht, die Besorgnis um die Wirtschaftsstandorte auslöst. Es wird deutlich, wie vorrangig die sichere und günstige Energieversorgung ist.

An der Sicherung der Energiequellen und vor allem der Energietransportwege sind die Europäer nur am Rande beteiligt, eine Handhabe gegen die Preistreiber auf dem Weltmarkt haben sie nicht. Weit zurück liegt die Alte Welt mit Investitionen zur sicheren Energieversorgung aus eigenen Quellen: 1973 nach der ersten Ölkrise hatte die EU den Ausbau der Kernenergie forciert. Die Bürger müssen sich darauf einstellen, daß Brüssel dieses ungeliebte Thema wieder ins Spiel bringen wird.

Die Personalfrage Merkel

Gibt sich die Große Koalition selbst auf, oder kommt es zum Großen Wechsel?

Von KLAUS D. VOSS

Wenn diese Große Koalition sich selbst keine Zukunft mehr gibt, und danach sieht es in diesen Tagen aus, dann werden jetzt die Themen gewechselt. Auf die Kernfrage nach einer erfolgreichen Regierungspolitik will in Berlin kaum jemand mit Ja antworten: Ist das die Formation, die bei den nächsten Wahlen erneut antreten soll?

Kanzlerin Angela Merkel hatte die Sanierung des Gesundheitswesens ganz zu ihrem Thema gemacht und sich in jedes Detail vertieft – aber Sachbearbeiter-Mentalitäten sind auf der Chefetage fehl am Platz, hier ist allein Entscheidungswille und Durchsetzungskraft gefragt; Richtlinienkompetenz heißt das im Regierungsdeutsch.

Soweit lassen es die beiden Koalitionspartner aber nicht mehr kommen. Das Unions-Machtdreieck München–Wiesbaden–Hannover schränkt die Bewegungsfreiheit der „Angela Mutlos“ (so hat sie der „Spiegel“ getauft und sich damit wohl auf immer von ihr losgesagt) mehr und mehr ein, SPD-Fraktionschef Struck läßt alles von der Leine, was beißen kann. „Der Fisch stinkt immer vom Kopf her“, mußte sich die Kanzlerin anhören, ohne daß wenigstens ein SPD-Oberer auf dem guten Umgangston bestand. Die Große Koalition kommt jetzt in die Phase mit Freundlichkeiten der „besonderen Art“.

Offen ist in Berlin noch, ob nur die Personalfrage Merkel gelöst werden muß oder ob der Wind sich völlig drehen wird. Die nächste Wegmarke setzen die Landtagswahlen am 17. September in Berlin. Dort ist die PDS / Linkspartei von den Demoskopen mit 17 Prozent gesetzt, das macht das Koalitionsrechnen aus heutiger Sicht ziemlich kompliziert. Zu einer rot-gelb-grünen Ampelkoalition aus SPD, FDP und Grünen könnte es reichen – ein Modell, das das grüne Alteisen Joschka Fischer auch für die Bundesebene wieder ins Spiel gebracht hat. Die Aufregung bei den Grünen verriet, daß er die vertrauliche Parteistrategie ausgeplaudert hatte.

Eine Verlockung für die SPD ist es allemal, nach kurzer Unterbrechung wieder den Kanzler zu stellen – Parteichef Beck hält sich so geschickt im Hintergrund, daß es eigentlich jeder merken muß. Grüne und FDP könnten, nach herben Wahlenttäuschungen, die Chance zur politischen Wiederbelebung nutzen – der Eigensinn der Parteien läßt den Großen Wechsel möglich erscheinen.

Für das Land wäre dies alles andere als eine akzeptable Lösung; schließlich hat sich eine sehr breite Mehrheit aus der Bevölkerung eine entschlußfähige Koalition des großen Kalibers gewünscht, gerade weil die Probleme überhand genommen haben. Die Kanzlerfrage ist da nachrangig. Jetzt drohen aber heiße Sommerwochen in Berlin mit hektischer Parteienpolitik.

Schimmelbefall

Personenregister derzeit nicht zugänglich

Die Originalpersonenstandsregister aus den deutschen Ostgebieten sind mit Schimmelpilzen befallen. Vertriebene, die beim Standesamt I in Berlin (Rückerstraße 9, 10119 Berlin, Telefon 0 30 / 90 20 72 59), die Ausstellung von Urkunden über Geburten, Sterbefälle oder Eheschließungen beantragen, müssen sich auf längere Wartezeiten gefaßt machen.

Da die fünf für den Bereich zuständigen Mitarbeiter vermehrt über Atemwegserkrankungen klagten, hat die Behörde von Spezialunternehmen Untersuchungen durchführen lassen. Das Ergebnis dieser Tests offenbarte, daß die 65 000 Bände, die im Erdgeschoß und Keller lagern, von verschiedenen, meist nicht sichtbaren Schimmelpilzen befallen sind. Diese stammen größtenteils noch aus den ursprünglichen Lagerplätzen der Archivbestände und stellen vor allem aufgrund der Staubschichten an ihrem jetzigen Standort ein erst durch moderne Technik nachweisbares Gesundheitsrisiko dar.

Den siebenstelligen Betrag, um die unersetzbaren, bisher nur zu einem kleinen Teil zerstörten Bücher von den Pilzen zu reinigen, meint das Land Berlin nicht zahlen zu können. Auch die Finanzierung der für eine fachgerechte Staubbeseitigung im Archiv benötigten rund 100 000 Euro ist noch offen.

Da die Antragsbearbeitung weitergehen muß und die Bände nicht mikroverfilmt sind, werden die Mitarbeiter demnächst mit Schutzkleidung ihre Arbeit wieder aufnehmen müssen. *Bel*

DIESE WOCHE

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Schuß nach hinten

Die Mehrwertsteuererhöhung macht ab 2007 für den Bürger vieles teurer – das war bekannt. Überrascht wurde Finanzminister Peer Steinbrück hingegen von der Erkenntnis, daß auch der Bund höhere Kosten hat – zum Beispiel für neue Waffen der Bundeswehr, die bereits bestellt sind, aber auch für Dienstleistungen. Allein im Verteidigungsressort entstehen „plötzlich“ für 2007 300 Millionen Euro Mehrkosten, die nicht eingeplant sind. Eine denkbare Folge: Neue Schulden wegen Steuererhöhung.

1.512.283.335.140 €

(eine Billion fünfhundertzwölf Milliarden zweihundertdreiundachtzig Millionen dreihundertfünfunddreißigtausend und einhundertvierzig)

Vorwoche: 1.511.005.538.537 €
Verschuldung pro Kopf: 18.330 €
Vorwoche: 18.315 €

(Stand: Dienstag, 11. Juli 2006, 12 Uhr. Zahlen: www.steuerzahler.de)

Zurück auf christlichen Boden

Harter Reformkurs soll evangelische Kirche vor dem Zerfall retten – Besinnung auf Grundwerte

Von Klaus D. Voss

Mit einer Rückbesinnung auf christliche Grundwerte und Tugenden will der Rat der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ (EKD) das protestantische Kirchenleben vor dem Zerfall bewahren. Es ist höchste Zeit: Leere Kirchen, leere Kassen, leere Köpfe – die Diagnose läßt kein langes Abwarten mehr zu. Binnen einer Generation, bis 2030, wird sich die Zahl der evangelischen Christen in Deutschland von 26 auf 17 Millionen verringert, der Finanzrahmen von vier auf zwei Milliarden Euro halbiert haben, so die Prognose der EKD.

Wenn das nicht optimistisch gerechnet ist: Der evangelischen Kirche fehlt die Strahlkraft, die ein Papst Benedikt XVI. und mehr noch dessen Vorgänger Johannes Paul II. besonders auf die jungen Menschen in der Welt hatten.

Allein durch seinen Auftritt auf dem Weltfamilientag im spanischen Valencia setzte Benedikt XVI. deutliche Zeichen gegen die jüngsten Irrungen der spanischen Politik: Weder die Eheschließungen Homosexueller noch die Expreß-Scheidungen, die Legalisierung von Abtreibungen oder die Forschung an Stammzellen lassen sich mit der katholischen Lehre vereinbaren. Es reichte, daß der Papst nur diesen Satz sagte: „Es gibt Punkte, bei denen die Kirche

Ausgerechnet der Papst gibt das Vorbild

Nein sagen muß.“ Die Position der Kirche ist allen klar – der spanische Ministerpräsident Zapatero, ein Linksreformer, blieb vorsichtshalber der Abschlußmesse und damit der Konfrontation fern.

„Einen Menschenfischer haben wir nicht“, bedauerte ein evangelische Theologe. Das immer wieder beschriebene neue religiöse Interesse, die immer häufiger erkennbare Offenheit, mit der Menschen sich zu ihrem christlichen Glauben bekennen, das Verlangen der Kinder nach religiöser Unterweisung, ja sogar die Sehnsucht nach Spiritualität wehen an den evangelischen Kirchen vorbei.

In seinem Grundsatzpapier „Kirche der Freiheit – Perspektiven der Evangelischen Kirche im 21. Jahrhundert“ schildert der Rat der EKD die Problemlage mit nahezu betriebswirtschaftlicher Nüchternheit: Die Basiszahlen sind verheerend. Dies so deutlich beim Namen zu nennen ist schon verdienstvoll genug. Wichtiger aber noch ist, daß der EKD-Ratsvorsitzende Bischof Huber auch gleich die richtigen Fragen stellt: Was macht die Kirche für die Menschen heute noch wertvoll?

Die Antworten darauf werden heftiger diskutiert werden als die radikalen Stellenkürzungen in den Pfarrämtern oder der tiefe Einschnitt, der aus 23 Landeskirchen acht bis zwölf machen soll: Die EKD verlangt eine grundsätzliche Hinwendung zu der pastoralen Aufgabe, die Menschen mit den Sakramenten durch das Leben zu begleiten. Das „Impulspapier“, das mit seinen „Leuchtfeuern“ genannten Forderungen die evangelischen Christen aufrütteln möchte, kritisiert unerwartet scharf das „heimliche Schweigegebot“ zu offenkundigen Qualitätsmängeln in der seelsorgerischen Arbeit. In vielen Gemeinden hätten sich „überzogene Autonomievorstellungen“ breitgemacht, die Kirchengemeinden hätten eine „vereinsmäßige Struktur mit deutlicher Milieuverengung“ angenommen – offener denn je zuvor wird damit der Drang vieler Pastoren kritisiert, sich mehr in Bewegungen aller Art und Farben als im eigenen Kirchenkreis zu engagieren und mit einer „Gefälligkeitstheologie“ zufriedenzugeben. Daß es in der evangelischen Welt immer traditionelle Ausrichtungen gab, die ihre strengen Glaubensgrundsätze praktizierten, war von den „modernen“ Pastoren als unzeitgemäß und nicht der Gesellschaft zugewandt abgetan worden. Dieser kollossale Irrtum klärt sich jetzt von allein auf.

Gefordert ist nun ein Mentalitätswechsel und die Verpflichtung auf ein hohes Qualitätsniveau der seelsorgerischen Arbeit. Die Gemeinden sollen den Kirchenbesuch von jetzt nur noch vier Prozent auf zehn Prozent der Gläubigen steigern. Alle Kinder evangelischer Eltern sollen getauft werden, auch dann, wenn nur ein El-

Kirche muß wieder eine gelebte Gemeinschaft sein

ternteil der Glaubensgemeinschaft angehört. Die gleiche Sicht gilt für die Eheschließungen – Trauquote 100 Prozent ist gefordert. Und schließlich soll jeder Verstorbene christlich und würdevoll bestattet werden, auch das gehöre zu den grundlegenden pastoralen Aufgaben. Die evangelische Kirche müsse wieder eine „gelebte Gemeinschaft“ werden – Mission im eigenen Land heißt eines der Stichwörter dazu.

Die christlichen Traditionen sollen nach dem Willen des Rates der EKD wieder in den Mittelpunkt gestellt werden. Der Protestantismus müsse den Menschen wieder eine geistliche Heimat bieten. Vor allem in der Bildungsarbeit, hier gelten besonders hohe Zielvorgaben: 90 Prozent aller evangelischen Kinder eines Jahrgangs sollen in den ersten sechs Lebensjahren mit biblischen Geschichten und christlichen Traditionen vertraut gemacht sein; die Zahl der evangelischen Schulen müsse gesteigert werden.

Als Reformer in der Not hat Huber keinen leichten Stand. Die EKD werde in einigen Jahren „faktisch gestaltungsunfähig“ werden, warnte er. Einige Monate Zeit, die Widerstände gegen den neuen Kurs abzubauen, hat er noch. Ende Januar 2007 soll in der Lutherstadt Wittenberg ein Kongreß über die „Leuchtfeuer“-Thesen beraten.



Taufe: Die evangelische Kirche will sich mehr auf ihr „Standardangebot“ konzentrieren. Foto: epd

Der Kirche geht das Geld aus

Noch bekennen sich 31,3 Prozent der Deutschen zur evangelischen Kirche, das sind 26 Millionen Menschen. Die Einnahmen aus der Kirchensteuer, der wichtigsten Finanzquelle, lassen sich aber nicht von der wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland abkoppeln. Derzeit kann die „Evangelische Kirche in Deutschland“ (EKD) noch vier Milliarden Euro im Jahr ausgeben. 2030 wird sich die Welt gedreht haben, nur noch 13000 der heute 21000 Pfarrerstellen kann sich die EKD dann leisten oder es muß in anderen Bereichen zu erheblichen Personalreduzierungen kommen. Der Kirchenetat wird dann nur noch zwei Milliarden im Jahr ausmachen; das Kirchensteueraufkommen wird dramatisch sinken, die freiwilligen Leistungen der Kirchenmitglieder müssen sich verdoppeln. Deshalb soll ein Dachverband eingerichtet werden, der gezielt um Spenden und Erbschaftszuwendungen werben soll.

»Gründlichkeit geht vor Schnelligkeit«

Bundespräsident kritisiert trotz Beschwerden von seiten der SPD die bisherigen schwarz-roten Reformen

Von Hans Heckel

Bundespräsident Köhler hat sich durch die Nasenstüber von seiten der SPD (siehe *PAZ* 26) nicht einschüchtern lassen. Im Gegenteil: Obwohl seine allgemeine Kritik am Reformtempo der Koalition bereits empört zurückgewiesen worden war, hat das deutsche Staatsoberhaupt noch nachgesetzt.

Sein Urteil über die verunglückte „Gesundheitsreform“ und überdies die ganze Arbeitsweise von Schwarz-Rot ist verheerend. „Gründlichkeit geht vor Schnelligkeit“, schrieb er Schwarz-Rot ins Stammbuch. „Gesetze, die mit heißer Nadel gestrickt werden, schaffen mehr Probleme als sie lösen“, sagte Köhler der „Bild“-Zeitung. Damit hat er der Koalition ohne diplomatische Umschweife ein „Mangelhaft“ um die Ohren gehauen. Auf die Frage, ob die Große Koalition Erfolg haben werde, antwortete der Präsident entsprechend wenig diplomatisch: „Es ist noch zu früh, das zu beurteilen.“ Worte von solcher Deutlichkeit hatte man aus dem Schloß Bellevue lange nicht gehört.

Die Entgegnung, mit solchen Einlassungen überschreite der Bundespräsident die Grenzen seines Amtes, gehen fehl. Im Gegenteil: Horst Köhler ist nicht bloß dabei, sein 2005 angekratztes Profil wieder zu schärfen. Er tut dies, indem er gerade die Rolle offensiv spielt, die dem Staatsoberhaupt in

Köhler bewertet die Regierungsarbeit als mangelhaft

der jungen bundesdeutschen Verfassungstradition zugedacht ist.

Darin spielt der Bundespräsident den Wächter des Gemeinwohls, der eingreift, wenn andere Kontrollmechanismen versagen. Im derzeitigen Bundestag verfügen die Regierungsfraktionen über eine satte Zweidrittelmehrheit, die der „parlamentarischen Kontrolle“ durch die kleine Opposition kaum Entfaltungsraum läßt. In der Regierung selbst haben sich die Volksparteien derart ineinander verkeilt, daß statt Reformen nur mehr widersprüchliche Flickwerkmonstren möglich scheinen. Mittendrin laviert eine Kanzlerin, die sich willig hin und her stoßen läßt von schwarzen Länderchefs und roten Kabinettsmitgliedern, um nur ihre eigene Kanzlerschaft nicht zu gefährden. Eine Regierungschefin, die theoretisch „Richtlinienkompetenz“ besitzt, in der Praxis aber jede sichtbare Linie vermissen läßt.

Das ist die Stunde des Präsidenten, die jeder Amtsinhaber auf seine Weise ausfüllt. Richrad von Weizsäcker liebte es eher intellektuell. Sein Diktum, „die Parteien haben sich den Staat zur Beute gemacht“, umriß zwar messerscharf die Konturen der strukturellen Misere, die sich heute abermals in Fehlleistungen der praktischen Politik niederschlägt. Doch konnten die Angegriffenen solch allgemeine Kritik offenkundig

Merkel ist gegen die Kritik machtlos

schrammenfrei überstehen. Roman Herzog verlegt sich gänzlich aufs Appellieren („Ruckrede“), der alte Parteihase Johannes Rau schließlich wirkte nicht besonders glaubwürdig, wenn er sich über die Verkrustungen jenes Parteienstaates erhob, in dessen Gehäuse gerade er selbst so prächtig gediehen war.

Köhler, der Praktiker aus der Wirtschaft, scheut sich nicht, den Einzelheiten näherzukommen als seine Vorgänger. Als wiedererwachte „Stimme des Sachverstands“ kann er, getragen vom neuen Vertrauen der Deutschen, zum gewichtigen Faktor der Politik reifen.

Für Angela Merkel kann der Mann im Präsidialamt zum gefährlichen Störenfried werden. Seine Autorität wächst in dem Maße, wie die ihre schwindet. Offensive Kritik an einem Staatsoberhaupt, das seine treuesten Gefolgsleute im Lager von Union und FDP weiß, würde zum Boomerang. Die von der Kanzlerin enttäuschten bürgerlichen Wähler würden Ausfälle der Regierungschefin gegen Köhler nur als weiteren Beleg dafür ansehen, wie weit sich Merkel bereits von den Linien marktwirtschaftlicher Reformpolitik entfernt hat.

Köhler indes wird aufpassen, daß er es mit seiner Kritik nicht so weit treibt, daß ihm die Gescholtenen vorwerfen können, er maße sich die Rolle des „Überkanzlers“ an. Andererseits wird er sich wohl nie wieder, wie 2005, ins Kalkül der Parteitaktiker einspannen lassen.

Schon aufgegeben

Von HARALD FOURIER

Im niedersächsischen Landtagswahlkampf Anfang 1998 gab es diese Pro-Schröder-Anzeigenkampagne unter dem Motto „ein Niedersachse muß Kanzler werden“. Sie hat Schröder damals sichtlich genutzt: Ein Wahlerfolg des damaligen Ministerpräsidenten, so hatte es die SPD versprochen, würde Schröder den Weg zur Kanzlerkandidatur öffnen. Die Menschen zwischen Harz und Meer halfen dem zugezogenen Neu-Hannoveraner, der eigentlich aus Lippe stammt, stolz als einem der Ihren in den Sattel.

Bei der Wahl eines Berliner Bürgermeisters ticken die Uhren anders. SPD und Linkspartei nennen Friedbert Pflüger stets nur den „Kandidaten aus Niedersachsen“. Nun hat der Niedersachse extra sein Haus in Hannover verkauft und sich dafür in Berlin eine Eigentumswohnung angeschafft, um zu zeigen, daß er hier angekommen ist. Und trotzdem hat er es als Zugezogener schwer.

Das liegt nicht zuletzt an der eigenen Partei. Pflüger gehört nicht dazu, zum provinziellen Klüngel der Hauptstadt-Union. Das verschafft ihm einen gewissen Vertrauensvorschuß beim unabhängigen Beobachter. In der Partei aber schadet es. Zudem: Die Berliner CDU glaubt selbst nicht an den Sieg. Und vor allem nicht an ihren Spitzenkandidaten zweiter Wahl (Pflüger kam erst, als Klaus Töpfer abgesagt hatte). Sie schielt schon jetzt auf den Moment, in dem sie Pflüger wieder los wird.

Aus der Partei werden Forderungen laut, Pflüger möge doch nach der Wahl ein Amt übernehmen. In Frage kommt der Fraktionsvorsitz im Abgeordnetenhaus oder der Parteivorsitz. Der amtierende CDU-Chef Ingo Schmitt hat durchblicken lassen, er würde seinen Posten räumen. Aber das glaubt ihm keiner. Pflüger hat angekündigt, erst nach der Wahl dieses Amt anstreben zu wollen.

Der Fraktionsvorsitz dagegen ist so unattraktiv für einen wie Pflüger, daß er ihn erst recht nicht will. Er verlöre seine Bezüge, wenn er als Staatssekretär im Bundesverteidigungsministerium aufhört. Außerdem ist es im Abgeordnetenhaus nicht so spannend: Da wird über Tempo 30 debattiert, über Bebauungspläne. Was soll ein Mann der Bundespolitik wie Friedbert Pflüger da?

Die Berliner erinnern sich noch daran, wie Gregor Gysi sich vor vier Jahren mit einem Pseudo-Skandal um Flugmeilen aus der Affäre zog, um nur nicht mehr Wirtschaftssenator bleiben zu müssen. Kurz davor hatte Günter Rexrodt den Fraktionsvorsitz der Liberalen niedergelegt, um sich wieder seinem Bundestagsmandat zu widmen. Rexrodt hatte lange herumgeeiert und einen Senatorenposten (im Falle einer Ampelkoalition) abgelehnt. „Das kenne ich alles schon.“ Das ist der Grund, warum Pflüger wohl kaum „parteipolitisch“ nach Berlin kommen wird. Und warum die Berliner CDU an sich selbst scheitert.

Integration unterm Füllhorn

Filmfest im Schlaraffenland der Fördertöpfe: Hier blüht die »Antirassismus«-Industrie



Schlußszene aus dem Kurzfilm „Solidarity“: Jetzt laufen die prämierten Integrationsstreifen in der Berliner U-Bahn.

Foto: BGZ

Von MARKUS SCHLEUSENER

In der Berliner U-Bahn gibt es kleine Fernseher, in denen ein Programm aus Nachrichten, Kulturtips und Werbung läuft. „Berliner Fenster“ heißt das.

In dieser Woche laufen Kurzfilme im „Fenster“, deren fiktiver Inhalt die Erlebnisse von Ausländern in Deutschland wiedergeben soll. Die Filme waren zum Wettbewerb „Digitales“ eingereicht worden. Gewinnerin war Anja Kreisel, eine 26jährige Filmstudentin, mit ihrem Kurzfilm „Charge“.

Wer veranstaltet solche Filmfeste? In Berlin gibt es ein Netzwerk von staatlichen Multikulti-Organsationen, deren Zweck sich in der Organisation von derlei zweckgebundenen Festivitäten erschöpft. Auf Steuerzahlers Kosten versteht sich.

Eine dieser Organisationen ist die „Berliner Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit“ (BGZ), die nach eigenen Angaben Geld von folgenden Institutionen der EU erhält: Europeaid, Europäischer Sozialfonds, Leonardo da Vinci und ETF. Dazu kommt Geld aus mindestens drei Bundesministerien.

Mit diesen Mitteln fördert die BGZ Projekte der Initiative „Pro-Integration“. Diese Initiative wird wiederum bezahlt von der EU, dem Arbeitsministerium und der Initiative Equal. „Die innovative Energie von Pro-Integration ist die Integration durch interkulturelles Mainstreaming“, sagt Hilde Hansen, die Chefin der BGZ.

Zu den Projekten, die im Rahmen von Pro-Integration sonst noch gefördert werden, gehören beispielsweise das „Interkulturelle Training zur Erhöhung der interkulturellen Handlungskompetenz“, das „Matching für Aussiedlerinnen und Migrantinnen aus Osteuropa“, die „Existenzgründungsberatung für Akademiker mit Migrationshintergrund“, die „Ausbildung von Integrationsbegleitern“ oder die „Qualifizierung von Asylbewerbern“.

In dem Wirrwarr findet sich kein normaler Steuerzahler mehr zurecht, obschon hier sein Geld ausgegeben wird. Kohorten hauptamtlicher Mitarbeiter bedienen sich aus einem bunten Arsenal lokaler, nationaler und europäischer „Fördertöpfe“, um unentwegt Projekte anzuschieben wie jenen Filmwettbewerb.

Aber wofür eigentlich? Die Filme, die bei Digitales gezeigt und prämiert werden, sollen dazu anregen, über Rassismus nachzudenken, heißt es. Denn: „Alltäglicher Rassismus ist in Berlin und EU-weit verbreitet“, weiß Susanne Ahlers. Die frühere Frauenbeauftragte von Wiesbaden ist Staatssekretärin beim Senator für Wirtschaft, Arbeit und Frauen in Berlin. Sie eröffnet den Wettbewerb im Kaufhaus Dussmann.

Weil unter den Migranten in der Stadt 40 Prozent Arbeitslosigkeit herrsche, müsse um so mehr für die Integration der Ausländer auf dem Arbeitsmarkt getan werden, fordert sie. Zum Beispiel bei der „Tagesschau“, findet Ahlers. Daß es noch immer keine Tagesschausprecherin mit Migrationshintergrund gibt, sei der Beweis dafür, wie weit der „Rassismus in unserer Gesellschaft reicht“.

Eben diesen Rassimus zu bekämpfen ist auch das Hauptanliegen von Günter Piening. Berlins Ausländerbeauftragter saß in der Jury und nahm an der Digitales-Filmverleihung teil, mußte dann aber gleich weiter in sein Büro in der Potsdamer Straße. Dort stellte Piening am frühen Nachmittag eine Studie vor. Kernaussage: „Medienunternehmen verhalten sich hier nicht anders als die anderer Branchen: Grundsätzlich räumen sie allen Bewerbern gleiche Chancen ein, im Ergebnis aber stellen sie wenige Migranten ein.“

Indes betreiben 40 Prozent der untersuchten Unternehmen sogar extra Förderprogramme für Ausländer. Piening konnte offenbar trotz der Suche mit Lupe keine Beweise für „rassistische Personalpolitik“ finden und floh in Phrasendrescherei, um seinen Vorwurf gegen die Wirklichkeit zu verteidigen. Die Firmen „nutzen die interkulturellen Potentiale zu wenig“, lautete seine magere Bilanz.

Der Gewinner-Beitrag beim Filmfest, „Charge“, lästert übrigens massiv über diesen ganzen angeblichen Rassismus: Gezeigt wird ein Schwarzer, der vor weißen „Glatzköpfen“ davonrennt. Die Verfolger werden von johlenden „Normalbürgern“ noch angefeuert. Ein rassistischer Übergriff? Dann Perspektivenwechsel: Der Farbige kickt einen Fußball vor sich her, den er auch ins Tor befördert. Danach ist der Torschütze der gefeierte Held.

Die Regisseurin Anja Kreisel äußerte sich zu ihrem Filmdebüt: „Manch einer mag den Film als ‚romantisch verkitscht‘ belächeln, aber es ist meine Wunschvorstellung von unserer Gesellschaft.“

Ihre Idee ist nicht neu. Vor zehn Jahren hat ein englischsprachiger Nachrichtensender die gleiche Szenerie schon einmal filmisch umgesetzt. Aber neu ist, daß die Anti-Rassismus-Industrie selbst darüber lacht – daß nämlich das Bild vom verfolgten, diskriminierten und unterdrückten Zuwanderer in den allermeisten Fällen nicht aufrechtzuerhalten ist, sobald der Zuschauer sich die Mühe macht, genauer hinzuschauen.

Auf der Fanmeile zum Sieg

»Der Mann, dem ihr alles zu verdanken habt«: Wowereit nutzt WM-Begeisterung geschickt für den Wahlkampf

Von PATRICK O'BRIAN

Am Montag danach zog Berlins Regierender Klaus Wowereit mit Ehrhart Körting und Klaus Böger (alle SPD) Bilanz. Körting ist Innensenator, Böger Bildungssenator. Berlin ist natürlich der große Gewinner dieser Weltmeisterschaft, keine Frage. Doch schon an der Zusammensetzung der Pressekonferenz wird klar: Der Alltag hat Berlins Politiker zurück.

Logisch wäre es gewesen, wenn Klaus Wowereit diesen lange anberaumten Termin mit Ehrhart Körting und Harald Wolf (Linke/PDS) bestritten hätte, seinem Innen- und seinem Wirtschaftssenator. Doch er trat mit den beiden starken SPD-Senatoren auf. Botschaft: Die WM war eine sozialdemokratische Party.

Schon auf der Fanmeile hatte Wowereit es verstanden, seine Anwesenheit in Beliebtheit umzusetzen. Gleich zu Beginn wurde er auf der Fanmeile angekündigt mit den Worten „Und hier ist der Mann, dem ihr das alles zu verdanken habt …“ Der Rest ging im Jubel unter.

Von da an war Wowereit dauerpräsent auf der Fanmeile, gab Pressekonferenzen, machte Rundgänge und schaute jedes Spiel am Brandenburger Tor. Und obwohl er vorher noch bei N24 erklärt hatte, *nicht* stolz auf seine deutsche Herkunft zu sein, jubelten die Fans auch ihm zu.

Diese Begeisterung will Wowereit jetzt in Stimmen für seine Partei umsetzen, nicht für seine rot-rote Senatskoalition. Wenn sich die Stimmung nicht mehr fundamental ändert, dann könnte Wowereit sich möglicherweise frei aussuchen, mit wem er koaliert: CDU, Grüne oder PDS – zur Zeit hätte seine SPD mit jeder der drei Parteien eine Mehrheit.

Nur mit der FDP würde es nicht reichen. Aber mit der will in der SPD sowieso niemand. Dann schon eher mit der CDU als Juniorpartner, was Friedbert Pflüger für die Union angeboten hat. Doch auch diese Variante ist mit Wowereit eigentlich nicht zu machen.

Bei seiner Nominierung auf dem SPD-Landesparteitag am 20. Mai äußerte er sich eindeutig: „Grundsätzlich kann ich mir eine Große Koalition vorstellen“, sagt er, um dieser Aussage sofort selbst den Boden zu entziehen: „ … aber nicht mit dieser Berliner CDU“. Die Partei jubelte, Wowereit hatte den Nerv der Basis getroffen.

So bleiben als Wunschpartner Grüne und Linkspartei/PDS. Trotz gelegentlicher Spitzen gegen die SED-Nachfolger lobte Wowereit am Ende den Koalitionspartner auf dem gleichen Nominierungsparteitag. „Wir haben gut zusammengearbeitet“.

Andererseits versucht sich auch die Linkspartei von der SPD abzusetzen. Schließlich hat sie viel zu viele Kompromisse eingehen müssen, glauben ihre Spitzenleute. Kompromisse mit einer SPD, die im Bund jetzt sogar unter einer Kanzlerin Merkel mitregiert. Das kostet Überwindung.

Schon die Umsetzung der Hartz-Gesetze haben Arbeitssenator Harald Wolf und Sozialsenatorin Heide Knake-Werner (beide Linke/PDS) ungern betrieben, ebenso mißfiel ihnen die Mehrwertsteuererhöhung.

Flierl hatte gefordert, daß das Land der Erhöhung nicht zustimmt. „Die Linkspartei wird dafür sorgen“, drohte er der SPD an. Schließlich sei die Erhöhung „sozial ungerecht und ökonomisch unsinnig.“

Und während Thomas Flierl – so gut er kann – die Befindlichkeiten der früheren Nomenklatura Ost-Berlins bedient, spielen sich Knake-Werner und Wolf auch noch als Hüter der Fristenlösung bei der Abtreibung auf. Als Sachsen und Thüringen vor zwei Wochen versuchten, die Kosten für Schwangerschaftsabbrüche von den Ländern auf die betroffenen Frauen abzuwälzen, sahen sie schwarz, wie es in einer Pressemitteilung hieß: „Diesem Antrag und seiner Begründung liegt ein Frauenbild zugrunde, daß eher zum 19. Jahrhundert paßt als in die heutige Zeit.“

Aber auch die Grünen-Spitzenkandidatin Franziska Eichstädt-Bohlig macht sich Hoffnungen auf einen Senatorenposten. Sollte Wowereit jedoch den rot-grünen Weg gehen und der Linkspartei die Tür weisen, dann würde er Sympathie verspielen, die er noch braucht, wenn er 2009 mit den Stimmen der PDS Bundeskanzler werden möchte. Deswegen käme ihm ein Wechsel des Koalitionspartners ungelegen. Zumal die Grünen weniger kompromißbereit sein dürften als die Linke.

Was zunächst wie ein Rückschlag aussieht, könnte sich als Joker herausstellen: der Einzug der WASG ins Abgeordnetenhaus (laut Umfrage jetzt bei vier Prozent), die in Berlin gegen die PDS antritt. Dann müßte Wowereit mit Linken und Grünen zusammen regieren. Das Berliner Parteien-Bündnis wäre perfekt für den Machtwechsel im Bund 2009. Oder früher. Denn rechnerisch geht es ja schon heute.

PDS-Attacke gegen Ostpreußen gescheitert

Steglitz-Zehlendorf soll kein Bezirk sein, der offiziell etwas für Ostpreußen übrig hat, weder ideell noch finanziell. Das jedenfalls war das Bestreben der Urheberin eines Antrages, der Ende Juni in der Bezirksverordnetenversammlung des Berliner Stadtteils verhandelt wurde.

Auf Antrag der PDS-Verordneten Sieglinde Wagner sollte die Patenschaft zur Landsmannschaft Ostpreußen (LO) aufgekündigt werden.

Die Ostpreußen wurden in der Begründung als „Hindernis bei der Entwicklung gut nachbarschaftlicher Beziehungen zu den osteuropäischen Nachbarn“ dargestellt. SPD und CDU zeigten sich gelangweilt und die FDP wankelmütig.

Die bedenkliche Stimmung gegen die Patenschaft konnte erst durch ein Eingreifen der LO, die in einem Schreiben an alle Fraktionen auf die Bedeutung der umfangreichen grenzüberschreitenden Arbeit und Politik des Dialogs verwiesen hatte, gekippt werden. *BK*

Zeitzeugen



Alice Schwarzer – Die Gründerin und Herausgeberin der 1977 ins Leben gerufenen Frauenzeitschrift „Emma" gilt in Deutschland als „die" Expertin in Sachen Emanzipation. Ihr erstes Buch 1971 war eine Anklage gegen das Abtreibungsverbot. Es folgte der Kampf gegen Frauenpornographie und ein Plädoyer für Homosexuelle. Die 1942 geborene Soziologin gilt als Verfechterin des sogenannten Radikalfeminismus. Hiernach sind Männer und Frauen grundsätzlich gleich und werden erst durch Einflüsse der Gesellschaft, in die Rollenklischees gedrängt.

Gertrud Bäumer – Die 1873 geborene († 1954) Pfarrerstochter entschied sich früh für den Beruf der Lehrerin. 1910 wurde die Frauenrechtlerin Vorsitzende des „Bundes deutscher Frauenvereine". Die „Humanisierung des Lebens" war für sie Frauenpflicht. 1919 gründete die engagierte Politikerin mit Friedrich Naumann die Deutsche Demokratische Partei (DDP).



Bertha von Suttner – Die 1905 als erste Frau mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnete Österreicherin ist zwar nicht auf den ersten Blick als Verfechterin der Frauenbewegung auszumachen, doch die Schriftstellerin hat mit ihrem Engagement für Frieden und Menschenrechte auch die Stellung der Frau gehoben. Die 1843 in Prag († 1914) als Gräfin Kinsky von Chinic und Tettau Geborene war wohl die berühmteste Frau ihrer Zeit.

Betty Friedan – „Nieder mit dem Weiblichkeitswahn!" Mit diesen Worten der 1921 geborenen († 2006) Amerikanerin auf den Lippen verbrannten zahlreiche Feministinnen in den 60er Jahren ihre Büstenhalter. Sie kämpften gegen die Reduzierung der Frau auf die Rolle Hausfrau und Mutter.



Maria Mies – Die Kölnerin ist eine von drei Wissenschaftlerinnen, die als Begründerinnen der Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland gelten. Zusammen mit Claudia von Werlhof und Veronika Bennholdt-Thomsen entwickelte sie die Theorie des Ökofeminismus, nach der zwischen der patriarchalen Gewalt gegen Frauen, gegen fremde Kulturen und gegen die Natur kein Unterschied bestehe. Die streitbare Soziologin und Globalisierungsgegnerin engagiert sich bei attac.

Kinder? Nein danke!

Warum sich immer weniger deutsche Frauen Kinder wünschen

Von REBECCA BELLANO

Ein langer heller Flur. Links und rechts des Ganges gehen Büros ab, alle sind weiß möbliert. Nur die bunten Filmplakate an den Wänden setzen Farbakzente, denn auch die Kleidung der fast ausschließlich weiblichen Mitarbeiter ist dezent schlicht. Eine persönliche Note sucht man vergeblich an den Arbeitsplätzen der Angestellten. Alle sind zwischen Mitte 20 und Ende 30, haben erfolgreich ein Studium beendet, meistens Betriebswirtschaftslehre mit Schwerpunkt Marketing, fast alle haben mindestens ein Auslandssemester absolviert.

Hätte das Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung im Auftrag der Robert-Bosch-Stiftung die über 20 Abteilungsmitarbeiter dieser Film-Verleihfirma nach ihrem Kinderwunsch gefragt, so läge das Ergebnis nicht wie bei der Gesamtbevölkerung bei den schon von Medien und Politik mit Schrecken zur Kenntnis genommenen geringen 1,75 Kindern pro Frau, sondern bei Null.

> Ein ganzer Flur mit Frauen ohne Kinderwunsch

Ein ganzer Flur mit gebildeten Frauen im gebärfähigen Alter und keine will Kinder? Wer hier nur mit Karriereversessenheit argumentiert, greift allerdings zu kurz. Es handelt sich vielmehr um eine Mischung aus verschiedenen Faktoren, die die Medien, die Gesellschaft und die Politik, derzeit weitsichtig wie ein aufgeschäuchter Hühnerhaufen, gar nicht wahrnehmen.

Elterngeld klingt zwar schön, doch es wird keine dieser Frauen dazu veranlassen, ein Kind zu bekommen. Ihnen geht es nicht in erster Linie um das Finanzielle. Sollten sie auch nur für ein Jahr ihren abwechselungsreichen Arbeitsplatz verlassen, sitzt vermutlich schon ein anderer auf ihrem Platz, scheele Blicke von den kinderlosen Kollegen, wenn der Nachwuchs mal krank ist und sie daheimbleiben müssen, sind garantiert. Elterngeld steht für sie außerdem nicht zur Debatte, weil sie gar keinen Kinderwunsch haben. Warum sollten sie auch? Ihr Beruf belegt sie schon genügend mit Beschlag, die geringe Freizeit wird mit exquisiten Fittness-, Wellness-, Party- und Urlaubsaktivitäten verbracht. Für Kinder ist einfach keine Zeit. Und mit wem auch? Ein Großteil dieser Frauen ist Single. Einige haben derzeit einen Lebensabschnittspartner, doch wie lange noch? Kommt man dem gar mit einem möglichen Kinderwunsch, dann kann es dann durchaus gewesen sein, schließlich ist der Kinderwunsch bei Männern mit 1,59 Kindern noch geringer. Real ist jede siebte Frau in Deutschland ohne Kind, bei den Männern ist es sogar jeder vierte. Also, warum die Beziehung gefährden?

„Familien genießen wenig Ansehen", stellt die Studie der Robert-Bosch-Stiftung fest und die Mutterrolle ist noch unattraktiver, unattraktiver gemacht worden. Erst galten Mütter, die nebenbei arbeiteten, als Rabenmütter, dann, in den 60er und 70er Jahren, galten Frauen, die „nur" Mütter und Hausfrauen waren, als langweilig, altmodisch und fremdbestimmt. Kind und Karriere wurde propagiert, doch Ende der 80er wurde immer offensichtlicher, daß die Mehrfachbelastung an den Nerven zehrte, die Lebensqualität minderte und vor allem die Männer nicht mitzogen, denn sie sahen in der großen Überzahl keinen Grund, Aufgaben der Hausfrau und Mutter zu übernehmen, um die Partnerin zu entlasten.

> Die Mutterrolle ist für viele nicht erstrebenswert

Warum also Mutter werden? Warum auf Lebensqualität verzichten, aus Arbeitgebersicht eine Lücke in seinen Lebenslauf reißen, nur um Kinder zu bekommen, deren Erziehung viel Mühe kostet, um dann von den Medien für Juniors „Pisa"-Versagen mitverantwortlich gemacht zu werden.

Kinder bringen Lebensfreude, lassen Eltern die Welt mit neuen Augen sehen, lassen einem am Wunder des Lebens teilhaben, sorgen für Nähe und Geborgenheit, geben das Gefühl, zu einer Gemeinschaft zu gehören; fragt man Eltern, so dürfte dies nur einen Bruchteil ihrer Argumente für das Ja zu Kindern darstellen. Natürlich gibt es gerade in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit finanzielle Bedenken, doch erstaunlicherweise sind es nicht die Unter- oder Mittelschicht, sondern die Gutverdiener, die einen Geburtenstreik führen. Und auch hier gibt es ein Stadt-Land-Gefälle. In ländlichen Gebieten gibt es noch die Zwei-Kind-Familie. Auch der Kinderwunsch ist ausgeprägter, was daran liegen mag, daß man von Familien umgeben ist. In Großstädten wie Berlin, München, Hamburg, Frankfurt, wo fast 50 Prozent der Haushalte von Singles geführt werden, ist man der Familie mit all ihren guten wie negativen Facetten entwöhnt. Abwechslung gibt es genug und Einsamkeit wird vom Arbeitsalltag überdeckt.

Selbstgewählte Kinderlosigkeit lebt sich in Deutschland ganz bequem. Das ist auch Schuld der Politik, die zugelassen hat, daß die Gesellschaft nicht mehr als Zusammenhalt, sondern als Ansammlung von Einzelindividuen gesehen wird. Während finanziell das Sozialwesen auswucherte, wurden zwischenmenschliche Bindungen für unnötig erklärt. Aber auch die Medien, Unternehmen und verschiedene Interessenverbände propagierten das schöne, freie Leben.

Jetzt entdecken jedoch Politik, Medien und Unternehmen, daß ihnen die Steuer-, Sozialversicherungszahler, Konsumenten und Arbeitnehmer in den nächsten Jahrzehnten ausgehen.

Bei den freiwillig Kinderlosen der nahen Vergangenheit, die das Renteneintrittsalter erreicht haben, kommt langsam auch Katerstimmung auf. Langsam kennt man jeden Urlaubsort, Krebs und andere Krankheiten haben im Freundeskreis die ersten Lücken gerissen, und es fehlt eine Zukunftsperspektive. Wo ist die Familie? Goßeltern und Eltern sind schon lange tot oder gebrechlich und ein Blick auf den sich über Jahrhunderte verästelnden Familiestammbaum endet bei der eigenen Generation.

Kurz nach ihrem 40. Geburtstag hatte die Teamleiterin des langen weißen Flures einen Nervenzusammenbruch. Grund: Beruflich hat sie alles erreicht, privat wartet eine große, weiße und vor allem leere Eigentumswohnung auf sie.



Keine Lust auf Kinder? Immer mehr Deutsche bekommen keinen Nachwuchs.

Der Staat und die Gleichstellung der Frauen

Im Laufe der Jahrhunderte (siehe Beitrag unten) verhalf die Politik der Frau zu mehr Rechten. Von der Hausfrau, der Mutter und dem braven Frauchen wurde sie zur mündigen Staatsbürgerin, die theoretisch alles erreichen kann – und auch irgendwie muß, denn mit der Gleichstellung der Frau stiegen auch die Erwartungen. Da Wunsch und Wirklichkeit aber nicht immer miteinander auf einer Höhe gehen, half und hilft die Politik nach.

Erst waren es nur einzelne gesetzlich verankerte Vorgaben und Leitbilder, später folgten Quoten. Die „Frauenquote", vor allem in den 80er Jahren als wesentliches Instrument der Frauenförderung verstanden, sollte und soll den Frauenanteil bei der Besetzung von Gremien oder Stellen in Gesellschaft, Politik und Wirtschaft erhöhen.

Mitte der 90er Jahre kam das sogenannte „Gender mainstreaming" hinzu, wonach die Politik alle gesellschaftlichen Vorhaben unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Lebenssituationen von Frauen und Männern betrachtet. Das hat vor allem zu vielen vom Staat bezahlten „gender"-Beauftragen in öffentlichen Bereichen geführt, inwieweit sie aber jedoch etwas bewirken konnten, ist kaum meßbar.

> Von Frauenquote bis »Gender mainstreaming«

„Noch immer verdienen Frauen weniger, sind häufiger arbeitslos und seltener Manager. Und immer noch erfahren Frauen, daß weniger ihr Output als ihr Outfit über die Vergabe von Jobs entscheidet", heißt es auf der von der Bundesregierung ins Netz gestellten Internetseite www.frauenmachenkarriere.de. Damit sich dies ändert, erhalten Frauen hier berufliche Karrieretips, ein Frauennetzwerk wird vorgestellt, in dem Frauen sich gegenseitig fördern können, und Seminare zu dem Thema werden angekündigt.

In letzter Konsequenz ist Frauenpolitik aber auch Familienpolitik. Ob Elterngeld, Kindergeld, Kinderbetreuung oder „Lokale Bündnisse für Familie" – derartige Entscheidungen betreffen in erster Linie die Frauen. Ihnen will der Staat die Möglichkeit geben, Kind und Karriere miteinander zu vereinen. Die Frau soll sich nicht entscheiden müssen, denn „Familien mit Kindern bilden die Grundlage für eine langfristig stabile Entwicklung unserer Gesellschaft", so die Bundesregierung.

Für Selbstbestimmung und Wahlrecht

Die wechselvolle Geschichte der Frauenbewegung ist voller Rückschläge und Extreme

Die Frau hat das Recht, das Schafott zu besteigen. Sie muß gleichermaßen das Recht besitzen, die Rednertribüne zu besteigen." Diese Einstellung kostete die französische Schriftstellerin Olympe de Gouges den Kopf. 1793 wurde sie hingerichtet, da die Verfechter der Französischen Revolution zwar die allgemeinen Menschenrechte deklarierten, die Frauen aber ausschlossen, obwohl diese intensiv für „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" gekämpft hatten. Doch auch wenn ein Versammlungsverbot für Frauen erlassen wurde, so geriet die von Olympe de Gouges verfaßte „Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin" nur für einige Jahrzehnte in Vergessenheit. Mit der Industrialisierung änderte sich auch die Gesellschaft. Immer mehr Frauen der Unterschicht mußten außer Haus arbeiten, gleichzeitig waren sie aber weiterhin von allen ökonomischen, politischen und privaten Entscheidungen ausgeschlossen. Sie hatten nur eingeschränkte Bildungsmöglichkeiten, keine Verfügung über ihr Eigentum, konnten keine Verträge unterschreiben und nur mit dem Einverständnis ihres häufig von ihrem Vater ausgewählten Mannes Arbeit annehmen. Im Scheidungs- und Sorgerecht um die Kinder wurden sie benachteiligt.

Doch die deutsche Frauenbewegung ging nicht von den unter neuen Bedingungen lebenden Arbeiterfrauen aus, sondern begann in den gutbürgerlichen Wohnstuben. 1848 erreichte der von der Französischen Revolution inspirierte Ruf nach Demokratie und Menschenrechten auch das Bürgertum in den deutschen Landen. Das brachte auch die bürgerlichen Frauen dazu, Forderungen nach Selbstbestimmung sowie das Recht auf Bildung und Erwerbsarbeit zu stellen. Das Frauenwahlrecht gehörte zu den Hauptzielen vor allem der radikaleren englischen Suffrageten (suffrage – engl. Wahlrecht), wurde aber auch von dem 1865 gegründeten „Allgemeinen Deutschen Frauenverein" angestrebt. 1918, nach Jahren der Diffamierung erlangten die deutschen Vorkämpferinnen nicht nur das passive, sondern auch das aktive Wahlrecht, so daß 1919 41 Frauen ins Weimarer Parlament einzogen. Nachdem die Frauen ab Beginn des 20. Jahrhunderts studieren durften, wurde in der Weimar Republik die Zulassung der Frau als Richterin und Geschworene durchgesetzt. Auch der zur Bismarckzeit 1878 eingeführte Mutterschutz wurde zusammen mit dem Arbeitsrecht ausgebaut.

Mit dem Nationalsozialismus wurde das Rad der Zeit jedoch wieder zurückgedreht. Die Frau wurde wieder auf die Rolle der Mutter reduziert, radikalere Frauenvereine wurden verboten. Nur die zur Jahrhundertwende erlangte freie Partnerwahl blieb.

Im Grundgesetz der neuen Bundesrepublik Deutschland wurden 1949 die Frauen mit dem Mann als gleichberechtigt bezeichnet. Traditionelle Frauenorganisationen wurden neu gegründet.

1968, im Rahmen der Studentenbewegung, entstand jedoch eine neue radikale Frauenbewegung, die teilweise eine feministische Gegenkultur forderte. Frauenverlage, Frauenzeitschriften, Frauenbuchläden, Frauenkulturhäuser wuchsen wie Pilze aus dem Boden. Die „Emanzen" wollten die gesellschaftliche Unterdrückung der Frau beendet sehen und kämpften gegen die klassische Mutterrolle. Auch das Recht auf Abtreibung (Paragraph 218) sowie der Kampf gegen Pornographie standen auf ihrer Agenda.

Heute bewegt noch die Debatte um Vereinbarkeit von Familie und Beruf die Allgemeinheit. *Bel*

Diener der Diktatur im Aufwind

Ehemalige Stasi-Schergen kämpfen für »Menschenrechte« – und ihre Rente

Von SVERRE GUTSCHMIDT

Beigegrau war die Welt der DDR-Staatssicherheit (MfS) – Kleidung und Aktenberge der Agenten wie die Geruchsproben von Dissidenten im Einweckglas. Genauer als alle anderen Geheimdienste wollte sie alles wissen, nicht vorrangig über das Ausland, sondern über die eigenen Bürger, ihnen den Spürhund auf den Hals hetzen können. Mit „Die Sicherheit" legte die Führung des MfS, kurz Stasi, 2003 ein zweibändiges und höchst einseitiges Bekenntnis zu ihrer Arbeit als vermeintlich normaler Geheimdienst, ab. Im März dieses Jahres folgten lautstarke Pöbeleien gegen Opfer bei einem Gedenkstättenbesuch in Berlin-Hohenschönhausen. Schild und Schwert der Partei blitzen wieder – Zeit für einen Blick in die heutigen Vereine und Organisationen, mit denen die standhaft gebliebenen Bediensteten des Arbeiter- und Bauernstaates ihre „Rechte" durchzusetzen versuchen.

Prominentestes Organ ist die „Gesellschaft zur Rechtlichen und Humanitären Unterstützung" (GRH): „weil Mitglieder unserer Organisation auch Mitarbeiter des MfS sind, gelten wir als ‚Stasi-Verein'", so die Klage der Gruppe. Was sei nur geschehen, entrüsten sich die Getreuen, daß Berliner und brandenburgische Politiker ihre Beobachtung durch den Verfassungsschutz diskutieren – die Antwort läßt sich freilich in GRH-Veröffentlichungen nicht sofort erkennen. Ihre Fassade rechtsstaatlich legitimer Arbeit damals wie heute steht indes im Widerspruch zur Realität. Im neusten Mitteilungsblatt vom Juni rechtfertigt sich die GRH: „Seit 1993 hilft unsere Solidargemeinschaft nicht nur den politisch Verfolgten, sie entlarvt gleichzeitig die Ursachen dieser Verfolgungen. Die Mißachtung der legitimen Rechte des Staates DDR, nämlich seine Grenzen zu schützen, eigene Gesetze zu erlassen und ihre Einhaltung zu fordern, die Sicherheit der Bürger zu gewährleisten und so weiter." Entrüstet verteidigen die Kader die DDR und damit sich, sprechen von „Siegerjustiz". Sie übersehen, daß beispielsweise die „Mauerschützen-Prozesse", sprich die Verfahren um die Verantwortung für die tödlichen Schüsse auf Flüchtlinge an der innerdeutschen Grenze, nach der Wende auf der Grundlage von DDR-Recht geführt wurden. Zeitgenössisches Recht, für das sie sich nie interessierten, das viele mißachteten im Dienst der „Sicherheit" und anderer DDR-Organe. Der 5. Strafsenat des Bundesgerichtshofes verurteilte seinerzeit die SED-Politbüromitglieder als Täter und nicht nur als Anstifter – sie hatten sich über die verfassungsmäßigen Rechte der DDR-Bürger hinweggesetzt, sich zu Herrschern über Leben und Tod aufgeschwungen.

Das neue Selbstbewußtsein der Diener der Diktatur ermutigt Unterstützung von politischen Sympathisanten und Nachwuchs. So redete die PDS-Bundestagsabgeordnete Ulla Jelpke auf einem Stasi-Treffen, nahm die brandenburgische Fraktionschefin der Linkspartei, Kerstin Kaiser, im Mai an einem Treffen ehemaliger Stasi-Offiziere in Strausberg teil. Vom parlamentarischen Geschäftsführer der PDS Heinz Vietze gab es prompt Rückendeckung: „Wer Geschichte aufarbeiten will, muß sich mit den Mitwirkenden auseinandersetzen." Die GRH möchte allerdings nicht aufarbeiten, sondern abwickeln – am liebsten die Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen, daraus macht sie in ihren Mitteilungen keinen Hehl.





Hinrichtungsstätte der DDR: Im Inneren des ehemaligen Gefängnisses in Leipzig. Foto: epd

Kein „es gab aber auch gute Seiten", sondern ein unverfrorenes Aufbegehren gegen das „verordnete Geschichtsbild" (GRH-Jargon) kennzeichnet die einstigen Akteure des Terrors heute. Sie hüllen sich in das Gewand von Menschenrechtsorganisationen, dabei setzten sie sich jahrzehntelang über die ohnehin eingeschränkten Rechte der DDR-Bürger hinweg. Nicht um die Mauerschützen, Befehlsgeber und -empfänger im gleichen Ungeist geht es: Auch die willkürlichen Verhaftungen, beispielsweise wegen vermeintlicher „Republikflucht" oder „staatsfeindlicher Hetze" sowie die Scheinprozesse und das Elend in den politischen Strafanstalten der DDR gehen auf das Konto der DDR-Sonderdienste. Um die 30000 politische Häftlinge saßen durchschnittlich ein – allein die Stasi verfügte über 17 Untersuchungshaftanstalten. Zahlreiche Todesfälle darin sind ungeklärt. Sogar den IM-in-der-Zelle, den Inoffiziellen Mitarbeiter der, selbst inhaftiert, seine politischen Mitgefangenen zwecks weiterer Schikanen aushorchte, rekrutierten die heutigen „Menschenrechtler" im großen Stil. Die internationalen Menschenrechtsverpflichtungen, die ihre DDR einging, brachen sie im Namen von Partei und Staat. Als ob sie damit nicht genügend Leben geprägt hätten, verlangen sie heute Zugriff auf Geschichte, Politik und natürlich auf ihre Berufe, da sie, heute großteils versorgte Rentner, unter Berufsverboten zu leiden hätten.

Zu der Vielzahl ihrer eng verbundenen Vereine, teils mit gemeinnützigem Status, gehört die Initiativgemeinschaft zum Schutz der sozialen Rechte ehemaliger Angehöriger bewaffneter Organe und der Zollverwaltung der DDR e.V. (ISOR). Mit 25000 Mitgliedern (Stand 2004) setzt ISOR sich für die Interessen der Angehörigen der ehemaligen Sonderversorgungssysteme der DDR ein. Es gibt Sprechstunden und notfalls geht die Gruppierung nach eigenem Bekunden bis vors Bundesverfassungsgericht, um (Renten-)Rechte durchzusetzen. Durchaus mit Erfolg, wie Gerichtsurteile zugunsten der Sonderversorgung zeigen – Opfer der DDR-Diktatur müssen sich in der Regel mit deutlich niedrigeren Renten begnügen. Derzeit ist eine Verfassungsbeschwerde im Einklang mit anderen Verbänden (unter anderem Bundeswehrverband) gegen Rentenregelungen für NVA-Mitglieder in Vorbereitung. Muster für Petitionen und Entwürfe in Rechtsfragen werden im Internet zum Herunterladen präsentiert. Die Aufwertung der Unterstützerzirkel zu vollakzeptierten Sozialvereinen ist in vollem Gange.

Eine weitere Plattform der einst Privilegierten ist die „Gesellschaft für Bürgerrechte und Menschenwürde e. V." (GBM). Sie wurde am 31. Mai 1991 in Berlin ins Leben gerufen. Mit 3500 Mitgliedern in 40 Ortsverbänden präsentiert auch sie sich gern als große Menschenrechtsorganisation. Ursprünglich Auffangbecken der Einigungs-Frustrierten, die das Ende der DDR bekämpften, macht sich die GBM inzwischen gegen „Berufsverbote", insbesondere „einigungsvertragsbedingte Kündigungen", stark. Mit Aktionen gegen „Sozialkahlschlag" erweitert sie ihr Spektrum. Sie kämpft gegen „Renten- und Versorgungsunrecht" und hat dabei zuerst die Rechte ehemaliger MfS-Mitarbeiter im Blick. Ein eigener Menschenrechtspreis ziert unter anderem Fidel Castro und sein kubanisches Regime.

Personen und Strukturen

Prominente Wortführer der GRH sind der letzte Chef der Stasi, Wolfgang Schwanitz, sowie Prof. Siegfried Mechler, Präsident des „Kuratoriums Ostdeutscher Verbände" (OKV). Förderung besteht durch die „Deutsche Kommunistische Partei". ISOR-Vorsitzender ist Horst Parton. Ihm steht ein 17köpfiger Vorstand zur Seite, Landesbeauftragte werden ernannt, die ISOR-Organisation setzt sich aus 188 territorialen Initiativgruppen zusammen. Gert Julius ist Geschäftsführer der GBM und PDS-Bezirksverordneter in Berlin-Tempelhof. Wortführer der GBM sind Prof. Ernst Bienert, der enge Kontakte zur PDS pflegt, sowie Buchautor Werner Engst (Vizepräsident der DDR-Unesco-Kommission, Mitglied im Arbeitsausschuß des „Solidaritätskomitees für die Opfer der politischen Verfolgung in Deutschland"). Die Vereine sind Mitglied beieinander und im Dachverband OKV organisiert.

Stasi und Hinrichtungen

Die Todesstrafe war bis 1987 im DDR-Recht verankert. Die Öffentlichkeit erfuhr nichts von den Hinrichtungen, sogar gegenüber den unmittelbaren Verwandten der Hingerichteten wurden die Todesumstände verschleiert. Bis 1981 wurden im Auftrag des MfS mindestens 64 Todesurteile verhängt und auch vollstreckt (Strafvollzugsanstalt, Alfred-Kästner-Straße in Leipzig). Letzte Hinrichtung 1981: Dr. Werner Teske, Offizier der Stasi – ihm wurde Spionage vorgeworfen, er habe versucht, sich in den Westen abzusetzen. Das Urteil gegen ihn wurde 1993 aufgehoben, zwei beteiligte DDR-Juristen 1998 wegen Rechtsbeugung verurteilt. Begründung für beide Urteile: Die ursprüngliche Entscheidung sei selbst nach DDR-Recht völlig unverhältnismäßig gewesen, Teske nie über das Versuchsstadium hinausgekommen. *SV*

Ordenstracht gegen Kopftuch

Das vergangene Woche erlassene Urteil des Stuttgarter Verwaltungsgerichts, das einer zum Islam konvertierten Lehrerin das Tragen ihres Kopftuches im Unterricht erlaubt, bringt die baden-württembergische Landesregierung in Zugzwang. Bundesbildungsministerin Annette Schavan (CDU), die als Kultusministerin in Baden-Württemberg maßgeblich mit am Kopftuchgesetz beteiligt war, zeigte sich über die mit dem Gleichheitsgrundsatz begründete Entscheidung des Stuttgarter Gerichts „verwundert". Solange christliche Ordensschwestern in Nonnentracht unterrichten dürfen, hieß es dort, könne auch das Verbot des islamischen Kopftuchs nicht durchgesetzt werden, so das Verwaltungsgericht Stuttgart. Schavan hingegen meint, der Gesetzgeber verbiete das Kopftuch nicht als religiöses Kleidungsstück, sondern auf Grund seiner politischen Symbolik. Für Schavan und das Land Baden-Württemberg ist die Ordenstracht der Nonnen hingegen „Berufskleidung". Der Grünen-Politiker Volker Beck hingegen begrüßte das neue Urteil und bezeichnete das Kopftuchverbot als „christlichen Kreuzzug gegen Muslima". *R. B.*

Riester für ganz Europa

EU verlangt Änderungen bei der deutschen Zusatzrente

Von KLAUS D. VOSS

Erneut greift die EU-Kommission in die nationale Gesetzgebung ein – wie zuletzt beim Tabak-Werbeverbot. Dieses Mal reklamiert Brüssel die Konfrontation mit Berlin im Streit um die Altersversorgung – es geht um die Riester-Rente. Im schlechtesten Fall drohen Riester-Versicherten erhebliche finanzielle Nachteile.

Laszlo Kovacs, in der Kommission für Steuerfragen zuständig, will die Bundesrepublik zwingen, die gesetzliche Grundlage für dieses lukrative Modell zur zusätzlichen Alterssicherung zu ändern. Er wird eine Klage vor dem Europäischen Gerichtshof anstrengen. Dort sind Urteile gegen deutsches Recht inzwischen fast zur Regel geworden.

Mit der Riester-Rente wurde in Deutschland eine kapitalgedeckte Zusatzversicherung eingeführt, die die aufkommenden Versorgungslücken bei der umlagefinanzierten Normalrente ausgleichen soll. Der Staat fördert die Riester-Rente je nach Einkommenshöhe und Familienstand mit einigen Hundert Euro im Jahr, außerdem können bis zu 2100 Euro beim Steuerjahresausgleich geltend gemacht werden. Diese Höchstsätze gelten vom Jahr 2008 an und sind nun der Stein des Anstoßes.

Den Steuervorteil erhalten verständlicherweise nur diejenigen, die in Deutschland auch unbeschränkt Steuern zahlen. EU-Kommissar Kovacs nimmt nun einen Fall an, in dem ein sogenannter Grenzgänger zwar in Deutschland sein Geld verdient, es aber nach dem Doppelbesteuerungsabkommen in seinem Heimatland versteuert – weil er dort günstiger wegkommt.

> Auch wer hier keine Steuern zahlt, soll Steuervorteile erhalten

Die EU verlangt nun, daß der deutsche Staat auch in diesem Fall die Steuervorteile über die Grenze nachreichen muß. Die EU-Kommission will, daß der Grundsatz der Gleichbehandlung und der Freizügigkeit buchstabengenau umgesetzt wird. Das aber würde bedeuten, daß letztlich die Riester-Rente für alle EU-Bürger geöffnet werden müßte und daß alle vom deutschen Fördersystem profitieren würden.

Die Bundesregierung hat sich bisher auf diesem Ohr taub gestellt und läßt es offenkundig auf das Verfahren vor dem Europäischen Gerichtshof ankommen. Das ist ein Fall mit doppeltem Risiko: Entweder geht die Klage aus wie von der EU-Kommission beabsichtigt, dann hat Berlin nur die Wahl, viel Geld zusätzlich auszugeben oder die Riester-Rente nicht mehr steuerlich zu fördern.

Sollte der Gerichtshof aber die deutsche Renten-Praxis billigen, das Gleichbehandlungsgebot jedoch gleichzeitig betonen, dann werden die deutschen Rentner in der Falle sitzen. Nämlich dann, wenn sie ihren Wohnsitz etwa nach Spanien oder ins übrige EU-Gebiet verlegen wollen. Sie müßten bei dieser Urteilslage nach Meinung der EU die bis dann erhaltenen Steuervergünstigungen zurückzahlen, weil sie nicht mehr als Steuerbürger in Deutschland leben. Wenig tröstlich ist, daß das gleiche Geschick ausländische Arbeitnehmer haben würden, wenn sie nach dem Ausscheiden aus dem Beruf in ihre Heimat zurückkehren sollten.



Die Älteren am Stammtisch im Deutschen Haus konnten sich genau erinnern: „Fringsen" wurde nach dem Zweiten Weltkrieg das „Organisieren" von Kohlen im kalten Hungerwinter 1946 genannt. Vor 60 Jahren sprangen Kinder auf die Eisenbahnzüge, mit denen die Ruhrkohle ins Ausland abtransportiert wurde. Sie warfen Kohlen denen zu, die neben den Gleisen darauf warteten, gewissermaßen auf einen „Rausschmiß" mit positiven Folgen. Darum auch hatte der Kölner Erzbischof Frings Verständnis für diesen Notwehrakt zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit gezeigt, der seitdem „Fringsen" genannt wird.

60 Jahre später sieht Deutschlands Welt anders aus, meinte der Stammtisch. In einem heißen Fußballsommer herrschen Heiterkeit und Freude, zeigt sich patriotisches Selbstbewußtsein mit Fahne und Hymne – und doch wurde wieder „gefringst". Diesmal aber anders. Es gab einen Rausschmiß mit negativen Folgen. Bei der Fußball-WM wurde der deutsche Mittelfeldspieler Torsten Frings auf Beschluß der Fifa nach dem Spiel gegen Argentinien gesperrt und durfte nicht gegen Italien antreten.

Der Stammtisch teilte die Meinung des britischen „Guardian" daß Frings zuvor der „bislang wohl wichtigste deutsche Spieler bei der WM und der beste Mann beim Viertelfinale gegen Argentinien" gewesen sei. Ausgerechnet auf Grund einer Untersuchung des italienischen Fernsehens soll Frings einen argentinischen Spieler nach Spielende geschlagen haben, der allerdings selbst einen solchen Schlag gar nicht bemerkt haben will.

Frings selbst meinte dazu, diese Sperre sei „ein Witz". „Ich fühle mich um den Lohn gebracht. Die Fifa hat meinen Traum zerstört." Für die Italiener, deren Fußball tief in mafiotische Strukturen verstrickt ist, war nun der Weg frei in ein Spiel gegen die Deutschen ohne Frings und damit öffnete sich für Italien die Tür zur Weltmeisterschaft.

„Fringsen" vor 50 Jahren und heute: Der Stammtisch meinte, es könne nicht schaden, wenn man sich einmal vor Augen führt, welche Lebenswirklichkeiten sich mit dem Namen Frings verbinden und die Menschen in unserem Land einst und heute umtrieben und bewegten.

Euer Michel

Lagerleiter von Lamsdorf tot

Der ehemalige Kommandant des polnischen Konzentrationslagers Lamsdorf, Czeslaw Gemborski (poln.: Gęborski), ist im Juni verstorben. Der für den Tod von Tausenden Deutscher verantwortliche Kommandant wurde nie für seine Verbrechen zur Rechenschaft gezogen.

In dem von Gemborski geleiteten oberschlesischen Lager Lamsdorf (Lambinowice) sind wegen unmenschlicher Behandlung, Medikamenten- und Nahrungsknappheit sowie durch die seitens des Lagerkommandanten animierten Folterungen, Mord und Totschlag mindestens 1500 Deutsche ums Leben gekommen. Nach glaubwürdiger Einschätzung des seinerzeitigen Lagerarztes Dr. Heinz Esser könnten es über 6000 Gewaltopfer allein in diesem polnischen KZ für oberschlesische deutsche Zivilisten gewesen sein. Selbst in der Volksrepublik Polen wurde Gemborski wegen seiner Willkür und Grausamkeit mehrfach angeklagt. 1958 wurde Gemborski unter anderem wegen folgender Straftaten angeklagt: – Am 4. Oktober 1945 soll er während eines Barackenbrandes die Ermordung von 48 Lagerinsassen angeordnet haben. – Im Sommer 1945 sind infolge von Folterungen neun Gefangene gestorben. – Außerdem erschoß Gemborski einen 35jährigen.

Gemborski wurde nie verurteilt

Die Anklageerhebungen in den Jahren 1947 und 1959 haben jedoch aus politischen Erwägungen zu keiner haftbewehrten Verurteilung des Massenmörders Gemborski geführt. Erst Anfang 2001 wurde Gemborski wegen „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ vor dem Woiwodschaftsgericht in Oppeln der Prozeß gemacht. Dem Beklagten konnte 2001 lediglich die Ermordung von mindestens 48 Lagerinsassen (Verbrennen bei lebendigem Leib) am 4. Oktober 1945 zur Last gelegt werden. Wegen des Gesundheitszustandes des Angeklagten konnte der Prozeß allerdings nicht fortgeführt werden, so daß es zu keiner Urteilsverkündung kam. *E. D.*

Ein Ende ist nicht in Sicht

Israel besetzt erneut den Gazastreifen und schürt damit bewußt Haß gegen sich

Von R. G. Kerschhofer

Über die „Operation Sommerregen“ wächst nicht nur internationale „Besorgnis“ – die ohnehin keiner ernst nimmt –, sondern auch in Israel regt sich massive Kritik, medial vor allem in der Zeitung „Haaretz“. Schon allein „Sommerregen“ wirkt als besonderer Zynismus, denn es wurde die Wasserversorgung der 1,5 Millionen Menschen im Gazastreifen weitgehend lahmgelegt. Und die Aktion ist weder ein „Gegenschlag“ – dafür ist sie um ein Vielfaches überdimensioniert – noch dient sie der vorgeblichen Befreiung eines israelischen Soldaten.

Es häufen sich Berichte über Reibereien zwischen Ministerpräsident Olmert und der Armeeführung. Olmert hat ein Profilierungsproblem, denn auch er war zwar in der Armee, aber nur ein kleiner Infanterie-Offizier. Kein Vergleich also mit seinem Vorgänger, dem „Bulldozer“ Ariel Scharon, der schon als Vierzehnjähriger der zionistischen Militärorganisation Haganah beigetreten war und dafür bekannt war, mit den Palästinensern nicht gerade zimperlich umzugehen

Olmert wird einerseits bedrängt von Likud-Chef Netanjahu und ähnlichen Scharfmachern, andererseits von diversen konzessionsbereiten Linksgruppen. Kabbalistische Fanatiker zelebrierten in der Nacht zum 25. Juni sogar eine „pulsa denura“ (siehe Kasten) genannte Verfluchungszeremonie gegen Olmert – zwei Tage nachdem dieser in Jordanien mit Palästinenserpräsident Mahmoud Abbas Bruderküsse getauscht hatte. Und diese „pulsa denura“ ist selbst „sekulären“ Juden alles andere als gleichgültig.

Tatsächlich aber hält sich auch Olmert an die – nie offen zugegebenen – Rezepte seines Vorgängers. Trotz aller Abkommen und trotz der Lippenbekenntnisse zum „Friedensprozeß“ sind es drei – eng ineinander verflochtene – Prinzipien: Erstens dürfen die Palästinenser keine handlungsfähige Regierung haben. Denn gäbe es eine solche, müßte man mit ihr echt verhandeln und der „Staatengemeinschaft“ reinen Wein einschenken. Akzeptabel sind daher nur Korruptionäre – eben deshalb wurde die abgewählte Fatah zuletzt so positiv dargestellt. Wenn dies nicht reicht, müssen die (von der EU finanzierten) Verwaltungseinrichtungen zerstört werden, wie dies auch schon 2003 großflächig geschah, und die Regierung muß finanziell abgewürgt werden.



Kontrolle: Israelische Soldaten durchsuchen einen palästinensischen Jugendlichen nach Waffen. Foto: epa / Corbis

Zweitens muß die nach Herkunftsländern, religiösen Schattierungen und Parteipräferenzen überaus zersplitterte israelische Gesellschaft irgendwie zusammengehalten werden – und das geht am besten mit Hilfe eines Feindbilds. Daher wird selbst in „normalen Zeiten“ die palästinensische Bevölkerung in jeder Weise schikaniert und geschädigt. Als Kollektivstrafen gibt es dann die Vernichtung von Infrastruktur, Privathäusern und Olivenhainen, totale Blockaden und ständige Tiefflüge mit Überschallknall. Daß über 10000 Palästinenser in israelischer Gefängnis- und Lagerhaft gehalten werden, sorgt endgültig für jenen Haß, der immer neue „Terroristen“ produziert.

Drittens muß die Finanzierung des hochdefizitären Staates Israel sichergestellt werden. Und das geht nur, wenn auch die Welt an eine ständige Bedrohung der Atommacht Israel glaubt. Was die „Terroristen“ nicht schaffen, muß eben die weltweite Berichterstattung besorgen.

Daß die „Operation Sommerregen“ die Position der Hamas bisher eher gefestigt hat, paßt ins Rezept. Doch gibt es einen Ausweg aus dem Teufelskreis? Vielleicht, denn auf beiden Seiten leben auch Leute, die um ehrliche Verständigung bemüht sind. Voraussetzung wäre allerdings, daß die jahrzehntelang vor der Weltöffentlichkeit aufgebauten Mythen und Phrasen durch historische Wahrheiten ersetzt werden.

Tödlicher Fluch – »pulsa denura«

Die „pulsa denura“ ist eine Verfluchungszeremonie und entstammt der kabbalistischen Geheimlehre. Die Kabbala entstand ab dem 1. Jahrhundert nach Christus – als Umgangssprache war Hebräisch bereits ausgestorben und durch Aramäisch ersetzt. Die aramäische Bezeichnung „pulsa denura“ bedeutet etwa „Feuerpeitsche“. Das Ritual soll innerhalb von 30 Tagen zum Tod des Verfluchten führen.

Daß die „pulsa denura“ selbst im sekulären Staat Israel ernstgenommen wird, zeigt sich schon allein daran, daß dieser Ritus offiziell verboten ist. Auch gegen den verständigungsbereiten Itzhak Rabin war eine „pulsa denura“ ausgesprochen worden – etwas später wurde er von einem israelischen Fanatiker ermordet. Gegen Ariel Scharon wurde die Verfluchung voriges Jahr wegen der Räumung des Gaza-Streifens verhängt – und Scharon liegt seit Jahresanfang im Koma. In beiden Fällen wurde die 30-Tage-Frist zwar nicht eingehalten, aber selbst dafür mag es kabbalistische Erklärungen geben. Gegen Scharon wie nun gegen Olmert wurde die „pulsa denura“ zu nächtlicher Stunde am Grab des von Palästinensern ermordeten Tourismus-Ministers Rehavam Zeevi zelebriert. *RGK*

Agenten auf der Spur

Polnische Birthler-Behörde enttarnt polnische Geheimdienstler

Von Joachim G. Görlich

Große Nervosität herrscht unter den „schlafenden“ polnischen Agenten in Deutschland: Während nach der Wende im Nachbarland (1989) die Warschauer Regierung beschlossen hatte, die Auslandsagenten aus der Zeit des kommunistischen Regimes nicht zu „enttarnen“, hat sich die heutige Regierung eines anderen besonnen. Zuvor hatten die USA verlangt, daß die in den Vereinigten Staaten lebenden polnischen Agenten benannt werden müssen. Bislang gab das „Institut für nationales Gedenken“ (IPN), die polnische Birthler-Behörde, Geschädigten auf Anfrage lediglich die Tarnnamen der Agenten preis. Zwar konnte ein Antrag auf „Enttarnung“ gestellt werden, der aber wurde – und der Verfasser spricht aus eigener Erfahrung – bislang nie erfüllt.

Zudem gelangte man in Warschau zur Erkenntnis, daß für den Geheimdienst „Sluzba Bezpieczenstwa“ (SB) die alte Bundesrepublik ein wahrer Agenten-Tummelplatz war; dies mit Schlüsselfunktion für die Bekämpfung der demokratischen und kirchlichen Opposition: Vom Agenten Andrzej Madejczyk (Tarnname „Lakar“) wurden der Papst und die polnische und deutsche katholische Kirche ausgespäht. Dieser SB-Führungsoffizier, getarnt als Biedermann, hatte Zutritt zur Bonner Apostolischen Nuntiatur, zu Feldgeistlichen bei der US-Army in Deutschland und nicht zuletzt zum Direktor der polnischen Sektion des US-Senders „Radio Free Europe“ (München). Eine Zeitlang war er Geschäftsführer eines vom (damals SPD-regierten) nordrhein-westfälischen Sozialministerium geförderten polnischen Flüchtlingsvereins.

Bundesrepublik war Tummelplatz für Spione

In der polnischen Abteilung der Kölner „Deutschen Welle“ saß als Vizesektionsleiter der polnische Ex-Feldgeistliche und Bruder des Politbüromitgliedes sowie Innenministers General Miroslaw Milewski. In Bonn wurde der Auslands-SB vom als Korrespondent der „Polnischen Nachrichtenagentur“ PAP getarnten SB-Oberst Czeslaw Jackowski (nach der „Wende“ sogar Brigadegeneral) koordiniert. Nun wird der Vorwurf immer klarer, daß ein Teil dieser Agenten sich kriminell betätigt hatte. Der Verdacht, daß der Direktor des oppositionellen Polenzentrums, der geflüchtete Prof. Dr. theol. Franciszak Blachnicki, nicht eines normalen Todes gestorben ist, erhärtet sich. Die Sache ist deswegen so prekär, weil Blachnicki selig gesprochen werden soll. Jetzt hat sich im Auftrag von IPN die zuständige Kattowitzer Staatsanwältin des Falles angenommen und will in Deutschland ermitteln. Sie braucht die Mithilfe der deutschen Behörden.

Die Angehörigen inzwischen verstorbener Agenten werden von polnischen Journalisten aufgesucht und mit peinlichen Fragen bedrängt. Sie und die noch lebenden „Schläfer“ müssen fürchten, daß sie die Anerkennung als politische Flüchtlinge oder den inzwischen erworbenen deutschen Paß verlieren. Denn sie hatten das ja alles mit falschen Angaben erschwindelt. Und: Sie müssen mit Regreßansprüchen und die „Schläfer“ selbst mit Strafverfahren wegen Spionage rechnen.

Zivilisten massakriert

Gewalt hat neue Dimension erreicht – Macht im Irak wird ertrotzt

Von Rebecca Bellano

Während sich Experten immer noch darüber streiten, ob der Irak erst kurz vor einem Bürgerkrieg steht oder schon mitten drin ist, hat die Gewalt in dem täglich von Attentaten geschüttelten Land am vergangenen Wochenende eine neue Dimension erreicht.

Schiiten hatten laut Augenzeugenberichten in einem Viertel in Bagdad Straßensperren errichtet, sich Ausweise zeigen lassen und Personen mit sunnitisch klingenden Namen zusammengetrieben und erschossen. Unter den über 40 Getöteten sollen auch Frauen und Kinder sein. Auch sollen Bewaffnete in Häuser von Sunniten eingedrungen sein und kaltblütig deren Einwohner ermordet haben.

Inwieweit die gezielte Tötung von Sunniten eine geplante Aktion war, läßt sich im in viele verschiedenartige Interessengruppen geteilten Irak kaum ausmachen. Der radikale Schiitenführer Moktada al-Sadr forderte zumindest offiziell ein Krisentreffen aller politisch Verantwortlichen, „um das Blutvergießen zu beenden“.

Der irakische Präsident Jalal Talabani, eine Kurde, ist überzeugt, daß politische Kräfte bewußt religiöse Gründe vorschieben, um das Land in einen Bürgerkrieg zu treiben und damit für sich einen Machtgewinn zu erreichen.

Adnan al Dulaimi, der Führer des politischen Sunniten-Blocks beschuldigt hingegen offen die von Schiiten dominierten Sicherheitskräfte und al-Sadres Mehdi-Armee mit den maskierten Attentätern an den Straßensperren zusammengearbeitet zu haben.

Wer sunnitische Namen hatte, wurde erschossen

Tatsächlich werden die Milizen im Land, die eigentlich für Ruhe und Ordnung sorgen sollen, immer mehr als Gefahr für die schon lange nur noch in der Theorie vorhandene Einheit der Nation gesehen. „Es gibt Offiziere, die nicht in Leitungsfunktionen sein sollten, sondern den Justizbehörden übergeben werden sollten“, so der sunnitische stellvertretende Ministerpräsident al Subaie gegenüber dem Fernsehsender „Al Dschasira“. Allein in Bagdad kommen pro Monat 1000 bis 1300 Menschen im Monat durch Schußwaffen und Attentate ums Leben. Zwar gibt es noch den externen Krieg, in dem die Amerikaner als Feinde gelten, doch inzwischen richtet sich die Gewalt immer mehr nach innen gegen die eigenen Landsleute mit anderer islamischer Ausprägung.

Die Macht im Irak, die unter Saddam Hussein den Sunniten in seiner Clique gehörte, wird neu verteilt. Hier mischen nicht nur die irakischen Radikalen mit, sondern auch islamistische Kämpfer aus dem Ausland. Da sich die jeweiligen Anführer auch innerhalb der eigenen Gruppe Positionsvorteile sichern müssen, ist keiner mehr vor keinem sicher.

All das hat zur Folge, daß sich vor allem in Bagdad die Stadtteile, in denen vorher Sunniten und Schiiten nebeneinander gewohnt haben, zugunsten der Mehrheit „säubern“. Sunniten ziehen zu Sunniten, da sie ihrem langjährigen schiitischen Nachbar nicht mehr trauen können.

Auf Hilfe von der Polizei hofft schon lange keiner mehr, denn sie ist für ihre Brutalität und Korruption bekannt.

Pjöngjang zeigt Zähne

Nordkorea will Washington zum Reden und Zahlen zwingen

Von Dietrich Zeitel

Es muß dem Regime von Kim Jong Il in Nordkorea doch arg zugesetzt haben, daß sich die internationale Aufmerksamkeit in den letzten Monaten vor allem auf den Iran und dessen Atomprogramm gerichtet hat. Letzte Woche nun hat sich der „liebe Führer", wie sich Nordkoreas Diktator Kim Jong Il gerne nennen läßt, mit einer Reihe von Raketentests wieder in das Bewußtsein der Weltöffentlichkeit zurückkatapultiert. Dabei spielte keine Rolle, daß die Langstreckenrakete „Taepodong-2" mit einer Tonne Sprengstoff, die eigentlich 6700 Kilometer weit fliegen sollte, bereits nach 40 Minuten ins Japanische Meer fiel. Pjöngjangs Diplomaten wußten auch diese Peinlichkeit noch als „Erfolg" zu verkaufen.

Hätte die Rakete die gesamte Strecke zurückgelegt, wäre sie nach einer Analyse der US-Streitkräfte in hawaiischen Gewässern im Pazifik heruntergekommen. Mitarbeiter des Pentagons relativierten diese Einschätzung allerdings; ihren Ausführungen nach sei die Rakete so schnell abgestürzt, daß eine genaue Ermittlung ihres Ziels nicht möglich sei.

Nordkorea „kommuniziert" seine Tests als Akt der „Selbstverteidigung" und kündigte bereits weitere Raketentests an. In den Medien des Landes ist nicht selten davon die Rede, daß ausländische Truppen in Nordkorea eindringen könnten. Entsprechend wird der Schutz der „revolutionären Führung" als „höchster Patriotismus" und als „erste Priorität unseres Militärs und unseres Volkes", so stand es zum Beispiel in der offiziellen Zeitung „Rodong Simmun", dargestellt. Daß mit den „ausländischen Truppen", die Nordkorea bedrohen sollen, vor allem die „imperialistischen" USA gemeint sind, wird den Koreanern durch die staatlich gelenkten Medien tagein tagaus klar gemacht. Diese angebliche Kriegsgefahr ist wiederum das Argument dafür, daß Nordkorea ein eigenes Atomwaffenpotential benötige, um einer möglichen Invasion vorbeugen zu können. Daß das isolierte kommunistische Regime im Laufe der Jahre nicht nur in dieser Frage offensichtlich jeden Realitätssinn verloren hat, zeigt die in den nordkoreanischen Medien immer wieder verbreitete Behauptung, daß das Land militärisch „unbezwingbar" sei.



Läßt Langstrecken-Raketen testen: Nordkoreas „lieber Führer" Kim Jong Il — Foto: pa

Die aktuellen Raketentests haben wohl aber noch einen anderen Hintergrund: Kim Jong Il will es wohl nicht weiter hinnehmen, daß Washington nicht direkt mit Pjöngjang verhandelt, sondern nur im Rahmen der sogenannten Pekinger Sechsergespräche. Sein Ziel ist es, nicht nur die Anerkennung Nordkoreas durch die USA zu erzwingen, sondern auch dessen wirtschaftliche Hilfe.

Derzeit deutet freilich nichts darauf hin, daß Bush bilaterale Gespräche mit Nordkorea aufnehmen könnte. Vielmehr unterstützt er eine UN-Resolution Japans, die von den Regierungen der Welt fordert, Geld, Güter und Technik, die den militärischen Ambitionen Nordkoreas nützlich sein könnten, zu blockieren. Überdies forderte Bush Nordkorea ausdrücklich auf, zu den Sechs-Parteien-Gesprächen über Nordkoreas Atomprogramm zurückzukehren, an denen neben Nordkorea und den USA auch Südkorea, Rußland, China und Japan beteiligt sind. Gegen Sanktionen haben sich bisher Rußland und China ausgesprochen. Sie wollen die UN-Resolution Japans deutlich abschwächen. Bush will deshalb Chinas Präsidenten Hu Jintao und Rußlands Staatschef Putin von der Notwendigkeit einer gemeinsamen Position überzeugen. Auch auf dem kommenden G-8-Gipfel, der vom 15. bis 17. Juli in St. Petersburg stattfinden wird, soll das Thema Nordkorea auf die Tagesordnung gesetzt werden. Japan ist aufgrund seiner UN-Initiative in Pjöngjang in Ungnade gefallen. Mittlerweile blockiert Japan den Fährverkehr mit Nordkorea und hat Charterflüge eingestellt.

Daß dem nordkoreanischen Säbelgerassel wirklich Taten folgen, ist indes kaum zu erwarten. Nicht wenige Militärexperten bezweifeln, daß Nordkorea überhaupt über Atomwaffen verfügt, und glauben, daß es sich hier um einen großen „Bluff" handelt. Allerdings leistet sich Kim Jong Il einen bis ins Groteske aufgeblähten Militärapparat (1,2 Millionen Mann stehen unter Waffen), der bis zu einem Drittel des Bruttonationaleinkommens (BNE) verschlingen soll. Im Vergleich dazu nimmt sich der Anteil bei der militärischen Supermacht USA (drei Prozent des BNE) bescheiden aus.

Diese horrenden Militärausgaben im Zusammenspiel mit dem Verlust der einstigen Handelspartner im ehemaligen „Ostblock" ist eine Erklärung für die desolate Lage der nordkoreanischen Wirtschaft und die immer wieder ausbrechenden Hungersnöte (insbesondere in den 90er Jahren). Viele Nordkoreaner sind deswegen nach China geflüchtet.

Pjöngjang hat wohl auch deshalb die Planwirtschaft hier und da gelockert. Durch Joint Ventures und Sonderwirtschaftszonen sollen ausländische Investoren ins Land gelockt werden, was zu einer Steigerung des Handels mit Südkorea und China, dem Hauptprotektor Nordkoreas, geführt hat. Eine weitergehende Entspannung der Lage blieb aber wohl auch deshalb aus, weil Nordkorea im Januar 2003 aus dem Atomwaffensperrvertrag ausgetreten ist und auch das Abkommen mit Südkorea über ein atomwaffenfreies Korea gekündigt hat. Hintergrund waren Beschuldigungen der USA, daß Nordkorea heimlich weiter an seinem Atomwaffenprogramm arbeite. Pjöngjang sprach davon, daß es aufgrund der „amerikanischen Aggression" berechtigt sei, an einem derartigen Programm zu arbeiten. Die Reaktion aus Washington ließ nicht lange auf sich warten: Im Dezember 2002 stellte Washington Lieferungen an das Land ein.

Daß die nordkoreanischen Steinzeit-Kommunisten trotz der dramatischen Situation des Landes noch immer am Ruder sind, wird von Beobachtern vor allem auf China zurückgeführt, das das Regime in Pjöngjang über Wasser hält. Peking ist wohl nicht daran gelegen, daß sich die Situation auf der koreanischen Halbinsel ändert. Auch jetzt hat China wieder vor „Aktionen" gewarnt, die die „Situation schwieriger machten". Hinter der chinesischen Politik steht die Befürchtung, daß die USA im Falle eines Zusammenbruches des Regimes in Nordkorea ihr Einflußgebiet in der Region ausweiten könnten. Kim Jong Il wäre allerdings gut beraten, den Bogen nicht zu überspannen. Zu einer offenen Konfrontation mit den Vereinigten Staaten wegen Nordkorea wird es Peking mit Sicherheit nicht kommen lassen.

Heim nach Rußland

Präsident Wladimir Putin ruft Auslandsrussen zurück ins Land

Von M. Rosenthal-Kappi

Präsident Putin setzte sein bereits im Mai angekündigtes Programm zur Repatriierung im Ausland lebender Russen per Ukas in Kraft. Ziel dieser Maßnahme ist es, dem bedrohliche Ausmaße annehmenden Bevölkerungsschwund in Rußland entgegenzuwirken. Das Land hat neben der Ukraine die niedrigste Geburtenziffer der Welt. Wenn dieser Trend sich nicht aufhalten läßt – etwa durch die schon beschlossene staatliche Förderung von Müttern –, wird Rußland, statt sich zur „wiedererstarkten Großmacht" zu erheben, allmählich von der Landkarte verschwinden. Schätzungen der Vereinten Nationen zufolge wird die Bevölkerung des Jemen um die Mitte des Jahrhunderts größer sein als die Rußlands. Darüber hinaus wird sich die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung verändern, zwischen 12 und 18 Prozent Muslime leben heute in Rußland. Mit einem Anstieg des muslimischen Anteils der Bevölkerung wird auch deren Gewicht bei politischen Entscheidungen in Moskau wachsen.

Im Laufe des vergangenen Jahrzehnts wurden ganze Landstriche in Rußlands Osten und Norden gleichsam entvölkert. In Sibirien, das wegen seiner unwirtlichen Klimabedingungen und unterentwickelten Infrastruktur nie stark bevölkert war, sind inzwischen 11000 Dörfer und 290 Städte verschwunden, und in den nächsten Jahren werden wohl noch weitere folgen. Wie es scheint, haben die Politiker in Moskau erst seit kurzem die Zeichen der Zeit erkannt. Zu lange blieb der Faktor „Mensch" unberücksichtigt. Eilig legt man nun Programme auf, die die Misere aufhalten sollen.

Das Repatriierungs-Programm, mit dessen Organisation ein Föderaler Migrationsdienst in Moskau beauftragt ist, ist eine dieser Maßnahmen. Nach dem Programm ist es allen aus der ehemaligen UdSSR und Rußland stammenden Russen möglich zurückzukehren.

Dem Land gehen die Menschen aus

Als besonderen Anreiz will die russische Regierung für die Umzugskosten aufkommen. Darüber hinaus garantiert sie finanzielle Unterstützung bei der Eingliederung, die Vermittlung von Arbeit und eine Wohnung. Moskau hofft, auf diese Weise Millionen seiner Landsleute zur Rückkehr bewegen zu können. Das Angebot richtet sich nicht nur an russische Staatsbürger, die im Ausland leben, sondern auch an ehemalige Staatsangehörige der UdSSR, die inzwischen Bürger anderer Staaten geworden sind, sowie an Emigranten aus der UdSSR, der Russischen Föderation und Rußlands, die Staatsbürger der Länder waren, die nach der Revolution von der Sowjetunion vereinnahmt wurden. Der Finanzierungsplan für das Staatsprogramm soll bis Ende 2006 abgeschlossen sein. Wie das russische Finanzministerium gegenüber der Zeitung „Kommersant" erklärte, sind für die Umsetzung des Programms bereits 17 Milliarden Rubel (50 Millionen Euro) eingeplant. Rückkehrwillige können sich allerdings nicht dort niederlassen, wo sie gerne möchten, sondern nur dort, wo es die Regierung für erforderlich hält. Es wird drei verschiedene Kategorien von zugelassenen Regionen geben. Diese sind: A) strategisch wichtige Grenzregionen, B) Gebiete, in denen große Investitionsprojekte angelaufen sind. C) Gebiete mit wirtschaftlichem Aufschwung, in denen Arbeitskräfte fehlen.

Es geht um Gebiete, die aufgrund ihrer geographischen Lage wenig attraktiv sind, aber für deren wirtschaftlichen Aus- und Aufbau dringend qualifizierte Arbeitskräfte benötigt werden. Es sind vor allem zwölf Regionen, die auf Zuwanderung angewiesen sind, unter anderem Chabarowsk in Fernost, Krasnojarsk, Irkutsk, Novosibirsk in Sibirien, das Gebiet Nordwest, aber auch Gebiete unweit von Moskau wie Lipezk und Twer. Besonders wichtig seien für Rußland die Gebiete im Fernen Osten, da die „Auffüllung" hier vor allem als „Kampf gegen die chinesische Expansion" gesehen wird.

Kritiker halten das Programm für wenig effektiv und prognostizieren einen Fehlschlag. Die einfachen Menschen spüren von den Erfolgen der russischen Wirtschaft seit Jahren zu wenig.

»Ekelhaft und gemein«

Polen fordern Entschuldigung der Bundesregierung für »taz«-Satire

Von Sverre Gutschmidt

An einem Montag verlor einer der beiden berühmtesten Zwillinge Polens, Lech Kaczynski, bei der täglichen Lektüre die Fassung – die deutsch-polnischen Beziehungen sind seitdem nicht mehr, was sie wahren. Die Fassade mühsam abgerungener Normalität ist eingefallen wie das Gesicht des Präsidenten, als er im Pressespiegel seines Außenamtes von Deutschlands kleinster überregionaler Zeitung "Ekelhaftes und Gemeines" über sich las. Frei geworden ist die Sicht auf Polens zutiefst eingekerbten Minderwertigkeitskomplex: Polens Regierungsspitzen fordern das Eingreifen, zumindest aber eine Stellungnahme der deutschen Bundesregierung. Zu was? – zu einem linkspublizistischen Satirebeitrag der Tageszeitung „taz".

Selbst Polens nach Umfragen beliebtesten Politiker und frisch zurückgetretenen Premier Marcinkiewicz fiel nichts anderes ein, als dem beleidigten Parteifreund und Karrierehindernis Kaczynski beizustehen: "Es wäre gut, wenn sich in der Sache jemand zu Wort melden würde." "Skandalös" sei der Artikel, das Staatsoberhaupt beleidigt worden. Auch Polens Außenministerin schäumte. Kaczynski selbst sagte das eigentlich für den 3. Juli, ebenfalls ein Montag, in Weimar anberaumte Gipfeltreffen mit Bundeskanzlerin Merkel und dem französischen Präsidenten Chirac ab. Offizieller Grund: Magenverstimmung. In drei bis acht Wochen sei er genesen, hieß es aus Regierungskreisen. Am Freitag den 7. Juli zeigte er sich allerdings wieder in der Öffentlichkeit und kritisierte lautstark die Satire.

Unter der Rubrik „Schurken, die die Welt beherrschen wollen" hatte sich das alternative Sprachrohr „taz" den Frust über die konservative Regierung der K-Zwillinge von der Seele geschrieben. „Polens neue Kartoffel" wurde mit

Präsident Kaczynski sagte sogar Besuch bei Merkel ab

deren konsequenter Abneigung gegen öffentliche Homosexualität verhöhnt („Rußland hatte Polen schließlich den Daumen des Kommunismus in den After gedrückt"). Die Defizite im Deutschlandbild Kaczynskis ergänzten das Bild der Lächerlichkeit: „Sogar der Mond ist ihm näher."

Die polnischstämmige „taz"-Chefredakteurin Bascha Mika stellte sich nach dem Aufschrei aus Warschau vor ihre Berliner Satiremannschaft, sattelte drauf, Polens Politiker verhielten sich „vordemokratisch". Pressefreiheit statt Majestätsdenken sei ihr Credo. Ähnlichkeiten zum dänischen Karikaturenstreit hebt sie hervor, Entschuldigungen gebe es nicht, versprochen. Damit ist die wahre Stoßrichtung klar: Nicht Aufmerksamkeit für eine dümpelnde Auflage, auch nicht die geäußerte „taz"-Kritik an der Einstellung der Kaczynski-Partei gegenüber deutschen Vertriebenen ist die Herzensangelegenheit der Redaktion, sondern der Kampf gegen Konservative, die „Antimoderne" (Mika).

Dumm für „Katsche" („taz"): Er gibt derzeit zu gern die ideale Angriffsfigur.

Unterstützt wird er dabei weitgehend von der Landespresse – das gedruckte Wort hat in Polen noch eine andere Wirkung als in Deutschland. Während polnische Medien bei jeder Gelegenheit zu NS-Vergleichen gegen Deutsche ausholen, zeigen polnische Politik wie Medien in Reaktion auf die bissige Print-Satire überwiegend wenig Nerven. Politische Fragen müssen hinten anstehen. Zur europäischen Integration, dem Thema des traditionellen Weimarer-Dreiecks, hatte Kaczynski bisher sowieso noch nie ein gutes Bauchgefühl.

Derart überreiztes Verhalten billigen Erwachsene höchstens Kindern zu. Und in der Tat erinnern die Ereignisse, von polnischen Politikern erst zu solchen gemacht, ein wenig an Paul Maars Kinderbuchklassiker "Eine Woche voller Samstage" – an einem Donnerstag muß es zwischen Marcinkiewicz und "Katsche" mächtig gedonnert haben, Freitag nahm Marcinkiewicz sich vom Amt frei, insofern immerhin stimmt das Drehbuch.

Thomas Reiter

Sein Schlüsselerlebnis war der 21. Juli 1969, der Tag der ersten Landung eines Menschen auf einem außerirdischen Himmelskörper. Als er daheim auf dem Fernseh-Bildschirm sah, wie der amerikanische Astronaut Neil Armstrong auf dem Mond herumhüpfte, stand für den elfjährigen Thomas Reiter fest: Da oben will ich auch hin!

Nun, bis zum Mond hat es der heute 48jährige noch nicht ganz geschafft, und daran wird sich wohl auch nichts mehr ändern.



Aber „da oben“ war er schon. Und nun ist er – allen Widrigkeiten um den Starttermin zum Trotz – wieder „da oben“.

Schon als Kind war Thomas Reiter mit der Luftfahrt in Berührung gekommen. Seine Eltern waren passionierte Segelflieger, zudem lag der Wohnort Neu-Isenburg in der Anflugschneise des Frankfurter Flughafens – da kann niemand behaupten, er habe von der Fliegerei noch nie etwas gehört.

Seinen Kindheits- und Jugendträumen blieb Reiter treu. In München studierte er Luft- und Raumfahrttechnik; dem Abschluß als Ingenieur folgte eine Ausbildung zum Testpiloten in den USA. Doch das Erproben neuer Jet-Typen füllte ihn nicht aus, die „Faszination Weltraum“ ließ ihn nicht los. 1992 bewarb er sich beim Ausbildungszentrum der europäischen Raumfahrtagentur ESA in Köln und hatte Glück: Nur jeder zehnte Bewerber wurde angenommen, Reiter war einer von ihnen.

Schon ein Jahr später folgte eine Spezialausbildung an den Systemen der russischen Raumstation MIR und des Raumschiffs Sojus. Auch diesen Schritt absolvierte Reiter mit Bravour. Die Konsequenz: Am 3. September 1995 hob er am russischen Weltraumbahnhof Baikonur in der kasachischen Steppe ab und durfte 179 Tage lang an Bord der MIR bleiben. In dieser Zeit umrundete er fast 3000 mal die Erde und brachte unauslöschliche Erinnerungen mit: an die Farbenpracht des Firmaments, an die Sonnenauf- und -untergänge fast 400 Kilometer über der Erde.

Reiter will seinen Rekord von der MIR auf der ISS brechen

Nun hofft er, den eigenen Rekord brechen zu können. Seit fünf Jahren bereitet er sich auf den Langzeitaufenthalt an Bord der ISS vor, seit zwei Jahren ist er offiziell dafür nominiert und wartete seither auf den immer wieder verschobenen Start. Zwei Kollegen, ein Russe und ein Amerikaner, warteten oben bereits auf ihn. In der nunmehr wieder dreiköpfigen ISS-Besatzung wird er als Flugingenieur eingesetzt, soll aber auch zahlreiche wissenschaftliche Experimente betreuen.

Ganz besonders freut er sich darauf, wenn er den Raumanzug überziehen und die Raumstation zu Außenarbeiten verlassen darf. Zwei solcher „Weltraumspaziergänge“, wie man diese physisch und psychisch extrem belastenden Einsätze verharmlosend nennt, stehen für Thomas Reiter auf dem Programm, der erste in etwa drei Wochen soll sechs Stunden dauern. *H.J.M.*



Keineswegs Science Fiction: Die Internationale Raumstation wird seit 1998 Stück für Stück im All zusammengebaut. Foto: ESA

ISS – nicht lieb, aber teuer

Seit 1998 umkreist die Internationale Raumstation die Erde, und viele fragen sich: Wozu?

Von H.-J. Mahlitz

Nicht einmal zu einem richtigen Namen hat sie es gebracht, die Internationale Raumstation ISS, anders als ihre sowjetisch / russische Vorgängerin, die sich stolz MIR (Frieden) nannte – auch wenn das im Kreml vielleicht nicht ganz so ernst gemeint war.

ISS, das ist eben kein Name, sondern die Abkürzung für „International Space Station“. Hier gilt im Umkehrschluß: nomen est omen – kein Name kann auch ein deutliches Signal sein! Jedenfalls paßt die lieblose Abkürzung zu einem Großprojekt, das von den daran beteiligten Völkern kaum wahrgenommen und erst recht nicht geliebt wird, sie aber recht teuer zu stehen kommt. Die Kosten waren anfangs mit 40 Milliarden US-Dollar beziffert worden, heute sind die Hochrechnungen bei der 100-Milliarden-Dollar-Marke angelangt.

Neben den US-amerikanischen NASA sind Rußland, Japan, Kanada, Brasilien und die europäische Raumfahrtagentur ESA an der ISS beteiligt. Den Europäern wurde ein Kostenanteil von sechs Prozent zugesprochen; entsprechend gering ist auch ihr Anteil an der wissenschaftlichen und kommerziellen Nutzung. Deutschland wiederum hat 37,7 Prozent des ESA-Anteils zu tragen. Nach dem derzeitigen Stand der Kostenentwicklung ist also der deutsche Steuerzahler mit rund zwei Milliarden US-Dollar dabei.

Mit dem Zusammenbau der Station war am 20. November 1998 begonnen worden: Eine russische Trägerrakete schleppte ein fast 20 Tonnen schweres Modul auf eine 350 Kilometer hohe Umlaufbahn. Ein ebenfalls fast 20 Tonnen schweres Wohnmodul folgte am 12. Juli 2000. Bis Ende 2002 wurde ISS zügig ausgebaut; die Masse beträgt inzwischen 183 Tonnen.

Im Endausbau, der nach den heutigen Planungen frühestens 2011 erreicht werden kann (wenn überhaupt), soll die Raumstation 110 mal 90 mal 80 Meter messen und eine Masse von 450 Tonnen haben. Ursprünglich sollte dieser Status bereits jetzt erreicht sein.

Doch dann kam die Columbia-Katastrophe am 1. Februar 2003: Schadhafte Isolierteile hatten beim Start den Hitzeschild beschädigt, beim Wiedereintritt in die Erdatmosphäre verglühte die Raumfähre mit sieben Besatzungsmitgliedern an Bord.

Die NASA stoppte das Space-Shuttle-Programm – und damit auch den weiteren Ausbau der ISS. Die Stammbesatzung der Station wurde von drei auf zwei reduziert, russische Raumschiffe übernahmen die laufende Versorgung und alle fünf bis sieben Monate den Austausch der Mannschaft.

Am 26. Juli 2005 ließen die Amerikaner trotz erheblicher Sicherheitsbedenken wieder eine Raumfähre abheben. Und obwohl diese Bedenken nach wie vor nicht vollständig ausgeräumt sind, stellten sie nun erneut das Space Shuttle „Discovery“ auf die Startrampe in Cape Canaveral. Mehrfach mußte der Start im letzten Moment abgebrochen werden, wegen schlechter Witterung, wie es offiziell hieß. Am 4. Juli war es dann endlich soweit: Die Raumfähre legte einen Bilderbuchstart hin. Und während sich in Dortmund Deutschlands Elitekicker mit den Italienern maßen – am Ende leider erfolglos –, bewältigten Thomas Reiter und seine sechs Astronauten-Kollegen die kritischste Phase ihrer Weltraumreise problemlos und erfolgreich.

Dieser gute Start der Mission hat dem ehrgeizigen ISS-Projekt eine letzte Galgenfrist eingeräumt. Denn ein Scheitern oder gar ein erneuter schwerer Unfall wäre gleichbedeutend mit dem endgültigen Aus für das Shuttle-Programm gewesen (und noch ist Discovery nicht unfallfrei zur Erde zurückgekehrt). Ohne die amerikanischen Space Shuttles aber könnte die Raumstation nicht weiter ausgebaut und das wissenschaftliche Programm nur auf Sparflamme betrieben werden.

Discovery ist die dienstälteste und am häufigsten eingesetzte Raumfähre der Amerikaner. Ihren Erstflug absolvierte sie am 30. August 1984. Als sie jetzt abhob, war das bereits der 32. Start.

Reiter soll sechs bis sieben Monate an Bord der ISS bleiben. Zu seinen wichtigsten Aufgaben zählt die Vorbereitung der Columbus-Mission, deren Start für Ende 2007 vorgesehen ist (siehe unten).

Auch seine Verwirklichung hängt letztlich von Erfolg oder Mißerfolg der Shuttle-Flüge ab. Aber auch davon, ob es gelingt, dem deutschen Steuerzahler zu erklären, wozu wir dieses 20-Tonnen-Gerät da oben überhaupt brauchen.

Wozu brauchen wir Raumfahrt?

Immer wieder wird sie aus dem Küchenschrank hervorgekramt, die gute alte Teflonpfanne, angeblich der schlagkräftigste Beweis dafür, was der Mensch im All alles zustandebringen kann zum Wohle der auf der Erde Verbliebenen. Doch ist die beschichtete Pfanne ein schlechtes Beispiel, sie war nämlich schon vor dem ersten bemannten Raumflug entwickelt worden, übrigens von einem Tüftler aus Finnland, das nicht zu den führenden Raumfahrtnationen zählt.

Was also hat der Mensch davon, daß er sich aus der irdischen Schwerkraft lösen kann? Hat die Raumfahrt, insbesondere die bemannte, überhaupt einen praktischen Nutzwert? Und wenn ja: welchen?

Wenn schon nicht die Teflonpfanne, so haben wir Irdischen der Kühnheit der Raumfahrer immerhin den Klettverschluß und den Akkuschrauber zu verdanken. Aber das kann doch wohl nicht alles sein! Ist es auch nicht. Der Nutzen der Raumfahrt

Computer wurden immer kleiner

für die Menschheit offenbart sich eher indirekt.

So war das amerikanische Mondflugprogramm die Initialzündung für die Entwicklung immer kleinerer, schnellerer und zuverlässigerer Computer. Was heute weltweit das Berufs- und zunehmend auch das Privatleben prägt – elektronische Steuerungssysteme, Kommunikationstechnologien –, würde ohne Raumfahrt noch in den Kinderschuhen stecken. Allein der Zwang zur Miniaturisierung wegen des enormen Aufwands für jedes Gramm, das auf eine Erdumlaufbahn oder noch weiter geschossen werden soll, hat einen unglaublichen Technologieschub bewirkt. Hinzu kommt die Entwicklung eines komplexen Systemdenkens, ohne das die bemannte Raumfahrt längst in Chaos und Katastrophen geendet wäre und das heute in vielen „irdischen“ Lebensbereichen nutzbringend angewandt wird. Ferner profitieren angewandte und Grundlagenforschung in Bereichen wie Astronomie, Geowissenschaften, Materialkunde oder Medizin von der bemannten Raumfahrt.

Der Krieg, so sagt man, sei der Vater aller Dinge. In der Tat waren bemannte Raumfahrtprojekte in West und Ost nur finanzierbar, weil die verantwortlichen Politiker an militärische Nutzung dachten (was ja, sofern es um Selbstverteidigung und nicht um Aggression geht, nicht als negativ zu bewerten ist). *M.S.*

Columbus-Raumlabor – Europa hebt ab

Forschung im All könnte zu einer Domäne deutscher Institute werden – Später auch kommerzielle Nutzung geplant

Acht Jahre lang waren die Europäer nur „Untermieter“ auf der Internationalen Raumstation ISS. Das soll sich Ende nächsten Jahres ändern: Falls es bis dahin keine ernsteren Probleme mehr mit der amerikanischen Raumfähre gibt, kann die ESA dann in 350 Kilometer Höhe die „eigenen vier Wände“ beziehen.

Wobei man das mit den „vier Wänden“ nicht ganz wörtlich nehmen darf. Denn Columbus, das in Deutschland gebaute europäische Weltraumlabor, ist eine Art Hightech-Faß, gut sieben Meter lang, mit einem Durchmesser von viereinhalb Meter. Im Laderaum eines Space Shuttle soll es ins All transportiert und an die Raumstation angedockt werden.

Ob die kühnen Pläne Wirklichkeit werden, liegt nun nicht mehr in der Hand der Europäer. Die haben ihre Hausaufgaben pünktlich und korrekt abgeliefert. Am 2. Mai 2006 war es soweit: Columbus verließ die Werkhallen bei „EADS Space Transportation“ in Bremen und wurde von Bundeskanzlerin Angela Merkel höchstpersönlich mit netten Worten auf die erste Etappe seiner langen Reise geschickt. Die führte an Bord eines Beluga-Spezialflugzeugs mit Zwischenlandungen in Schottland, Island, Grönland und Kanada zum US-amerikanischen Kennedy Space Center auf Cape Canaveral. Ob und wann genau die Reise weitergeht, hängt davon ab, ob Discovery heil zur Erde zurückkehrt und es dann auch weiterhin keine ernsthaften Probleme mit den US-Raumfähren gibt.



Das 880 Millionen Euro teure Labor (deutscher Anteil: 450 Millionen) bringt ein Startgewicht von fast 13000 Kilo auf die Waage; im Endausbau mit allen wissenschaftlichen Experimenten kommt es auf nahezu 21 Tonnen. An Entwicklung und Bau unter Bremer Federführung waren 40 Firmen und Forschungsinstitute aus 14 Ländern beteiligt.

Columbus ist für drei wissenschaftliche Arbeitsplätze ausgelegt; ein Teil der Experimente soll außerhalb des Moduls auf der Außenhaut installiert werden, um die Bedingungen eines nahezu perfekten Vakuums optimal zu nutzen. Vorgesehen sind Experimente der physikalischen, biologischen und medizinischen Grundlagenforschung, aber auch praktische Anwendungen. An Aufbau und Betrieb dieses wissenschaftlichen Projektes sind deutsche Universitäten und Max-Planck-Institute wegweisend beteiligt. Dies soll sich später auch bei einer industriellen, kommerziellen Nutzung des Labors niederschlagen. Die Projektleitung und Steuerung liegt beim deutschen Raumfahrt-Kontrollzentrum in Oberpfaffenhofen bei München. *H.-J. Mahlitz*

Pracht und Elend

Die Frankfurter Schirn zeigt das Leben in der Stadt

Der Titel der Ausstellung, die derzeit in der Frankfurt Schirn gezeigt wird, mutet ein wenig martialisch an: „Die Eroberung der Straße". Es geht hier allerdings weniger um revolutionäre Aktivitäten als vielmehr um Künstler in Frankreich und Deutschland, die das Thema „Straße" für sich entdeckt haben. Die Ausstellung verfolgt die städtebauliche Spur, die von den nachhaltigen Eingriffen des Barons Georges-Eugène Haussmann (1809–1891) in Paris bis zu der umfassenden Neubebauung Berlins unter James Hobrecht (1825–1902) reicht, und beleuchtet die Auswirkungen auf die bildende Kunst. In der Gegenüberstellung von Paris und Berlin zeigt sich, wie die Faszination und Neugier, mit der impressionistische Maler wie Claude Monet oder Camille Pissarro die Anonymität des städtischen Bürgers protokollierten und dabei das Genre der Landschaftsmalerei in den städtischen Raum verschoben, im deutschen Expressionismus zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Schrecken der Gesellschaft umschlugen und die Stadt, vor allem bei George Grosz oder auch Ludwig Meidner, sich geradezu pervertiert und in ein lebendiges Wesen, ein wildes Raubtier verwandelt darbot. In vier Kapiteln – „Boulevard und Straße", „Urbane Inszenierung", „Mobilität und Technik" sowie „Kommerz, Spektakel, Aufruhr" – wird anhand von nahezu 300 Gemälden, Fotografien, Stadtplänen, Grafiken, Plakaten und Filmen ein weites Panorama des gesellschaftlichen, vor allem des bürgerlichen Lebens in den beiden Metropolen vorgestellt.

Max Hollein, Direktor der Schirn, betont: „Die Ausstellung ‚Die Eroberung der Straße. Von Monet bis Grosz' bildet mit den parallel präsentierten Schauen ‚Ein Blick für das Volk. Die Kunst für alle' im Haus der Kunst München (die *PAZ* berichtete) und ‚Pierre Bourdieu: Der Algerienkrieg und die Fotografie' in den Deichtorhallen Hamburg ein gemeinschaftliches Projekt, das sich unter dem Überbegriff ‚Kunst und Demokratie' mit dem Entstehen der modernen Gesellschaft befaßt. Stilrichtungen wie der französische Impressionismus und der deutsche Expressionismus haben das neue urbane Leben sowohl aufschlußreich analysiert als auch visuell zum Leben erweckt. Die Ausstellung spiegelt anhand einer Vielzahl signifikanter Werke die prekäre Stellung des Individuums innerhalb der neuen städtischen Strukturen."

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nimmt die Einwohnerzahl in den meisten europäischen Großstädten eklatant zu. Technologie und Industrie ersetzen zunehmend Landwirtschaft und handwerkliche Zünfte. An den Rändern der Städte entstehen Fabriken und Wohnraum für Arbeiter. In den Zentren zeigt sich der technologische Fortschritt in Form von mehrstöckigen Häusern, breiten Straßen, beleuchteten Schaufenstern und überdachten Einkaufspassagen. Wohlstand und Konsum weiten sich aus und formen den modernen Bürger. Zu Beginn als Verkehrsachsen geplant, wurden die Boulevards zum Magneten großer Menschenmengen. Ebenso prägte die moderne Technik mit elektrischer Beleuchtung und städtischen Verkehrsmitteln das Bild der modernen Stadt entscheidend mit. Zeitgleich entstand ein buntes Panorama der Vergnügungskultur in Form von Caféhäusern, Kiosken, Zirkussen und Cabarets, deren Plakatwerbung die Grenzen zwischen hoher Kunst und populärer Illustration aufzulösen begann.



Lovis Corinth: Unter den Linden (Öl, 1922) Foto: Schirn

Paris als Hauptstadt des 19. Jahrhunderts war die erste moderne Stadt, die aus sich selbst heraus einen Stadtmythos hervorbrachte und in der – vorbildhaft für andere europäische Metropolen – das neue und moderne Stadtbewußtsein seine Darstellungsform fand. Entscheidend waren die umfassenden und radikalen städtebaulichen Maßnahmen, die Baron Haussmann in den Jahren von 1852 bis 1870 gesetzt hat. Haussmann veranlaßte den Durchbruch breiter Boulevards und Avenuen durch die verwinkelten und dicht bebauten Straßenblöcke und schuf so neben dem engen alten Straßennetz ein neues Verkehrssystem, dessen Hauptadern in sternförmigen Plätzen zusammenliefen. Die Straße stellt dabei die engste funktionelle Verbindung von Verkehrsraum, Verweilraum und Bebauung dar. Zum Konzept der „Haussmannisierung" gehörten zudem eine relativ einheitliche Fassadengestaltung sowie öffentliche Grünanlagen. Der umfangreiche Abriß in den alten Stadtvierteln mit der Vertreibung der kleinbürgerlichen Bevölkerung in die Vororte vollzog sich unter wirtschaftlichen Interessen: verbunden mit sozialreformatorischen Vorstellungen, elementar hygienischen Gesichtspunkten sowie staatlicher Ordnungspolitik im Kampf gegen die revolutionäre Pariser Arbeiterschaft und dem Bau repräsentativer öffentlicher Gebäude.

In Berlin wies die städtische Neuordnung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine völlig andere Dynamik auf als die in Paris, da hier – in einer Land-Stadt-Perspektive – die alte Stadt das moderne Berlin weniger behinderte. So erfolgten planmäßige Ausbauten bereits in den 1850er und 1860er Jahren und besonders intensiv im Zuge der Entwicklung der Gründerjahre außerhalb des Stadtkerns in den bürgerlichen Wohnvierteln der rasch anwachsenden Vorstädte (Friedrich-Wilhelm-Stadt, Friedrichvorstadt, Wilmersdorf und um den Hohenzollerndamm). Sie fielen weniger ins Auge als die mehrstöckigen Mietskasernen in den neuen Arbeitervierteln im Norden, Nordosten und Südosten. An der städtischen Neuordnung war maßgeblich James Hobrecht beteiligt, der zwischen 1859 und 1862 einen Bebauungsplan für die Umgebungen Berlins erarbeitete, der seinerseits auf früheren Teilplanungen unter anderem von Lenné fußte.

Profitinteressen führten zu einer dichten Bebauung der oft schmalen Grundstücke mit Hinter- und Seitenhäusern sowie einer massiven Überbelegung, so daß bald katastrophale soziale Verhältnisse herrschten. Ungewollt trug Hobrechts Plan so dazu bei, daß Berlin zur größten Mietskasernenstadt der Welt wurde.

Während man in Deutschland die städtebaulichen Maßnahmen und ihre Folgen zunehmend negativ beurteilte, war man in Frankreich trotz vieler Vorbehalte überwiegend positiv eingestellt. Diese unterschiedliche Haltung spiegelt sich auch in Werken der Impressionisten und Expressionisten wider. Städtisches Leben und Stadtraum wurden zu Erfahrungen der Moderne selbst, städtischer Bildgegenstand verband sich mit moderner Malerei, dem ästhetischen Konzept der Modernität.

Die Reihe der Künstler, die sich jeder auf seine Weise des Themas annahmen, reicht von Monet und Pissarro über Kirchner und Meidner bis Grosz. Ein umfangreicher und reich bebilderter Katalog mit Essays von Kennern der Materie führt in das Thema ein (29,80 Euro). *pm*

Die Ausstellung in der Schirn Kunsthalle, Römerberg, 60311 Frankfurt, ist dienstags, freitags bis sonntags von 10 bis 19 Uhr, mittwochs und donnerstags von 10 bis 22 Uhr geöffnet, Eintritt 7 / 5 Euro, bis 3. September.

Ein Spezialist im Untergrund

Geboren wurde James Hobrecht als Sohn des Gutsbesitzers Ludolf Hobrecht am 31. Dezember 1825 in Memel. Seine Schulzeit verbrachte er in Königsberg, wo er das Friedrichskolleg besuchte. 1845 legte er die Feldmesserprüfung ab und ging dann (1847) nach Berlin, um auf der dortigen Bauakademie zu studieren. 1849 trat er dem Architektenverein bei, in dem er sich zeitlebens engagierte. Nachdem er 1858 eine Prüfung als Baumeister für den Wasser-, Wege- und Eisenbahnbau abgelegt hatte, war er zunächst beim Bau der Bahnstrecke Frankfurt / Oder nach Küstrin beschäftigt, übernahm dann jedoch die Bearbeitung der Bebauungspläne für Berlin und Umgebung. Nicht zuletzt mit seinen Plänen gelang es, den Wildwuchs der ausufernden Stadt zu bannen und eine planerische Grundlage für eine geordnete Stadterweiterung zu schaffen.

1860 führte Hobrecht eine Reise mit dem Geheimen Oberbaurat Eduard Wiebe nach Hamburg, Paris, London sowie in andere englische Städte, um dort



James Hobrecht Foto: Archiv

die Entwässerungsanlagen zu studieren. Ein Jahr später wurde der Memeler Stadtbaurat in Stettin, eine Funktion, die er bis 1869 innehatte und in der er die Wasserversorgung und die Kanalisation der Stadt schuf. Ein Wasserwerk wurde fertiggestellt und wies den Ostpreußen bald als einen Spezialisten auf diesem Gebiet aus. Der Ruf nach Berlin folgte alsbald, James Hobrecht sollte die Kanalisation für die Großstadt entwerfen. Er hatte viele Kämpfe mit seinen Gegnern auszufechten, setzte sich schließlich doch durch und war von 1873 bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand 1897 als Chef der Kanalisation tätig. Als Stadtbaurat für den Tiefbau war er auch maßgeblich an der Kanalisierung und Regulierung des Spreelaufes durch die Hauptstadt beteiligt. Wiederholt erreichten Hobrecht Anfragen aus dem In- und Ausland; Danzig, Breslau, Königsberg, aber auch Basel, Triest und Frankfurt / Main ließen sich von ihm beraten. Selbst von Moskau über Tokio bis Kairo und Alexandria wollte man seinen Rat in Fragen der Wasserversorgung und Kanalisation. Der mit vielen Auszeichnungen und Ehrungen dekorierte James Hobrecht starb am 8. September 1902 in Berlin. *os*

Das Geheimnis des Lebens ergründen

Das Phänomen Rembrandt wird von verschiedenen Seiten beleuchtet

Rembrandt, der Star unter den Niederländern, der alles Übertreffende, das Genie mit Pinsel und Leinwand – ob er es sich je hätte träumen lassen, daß er 400 Jahre nach seiner Geburt noch derart hoch geschätzt würde. Museen, die seine Werke besitzen, können sich glücklich schätzen, wenn es auch im Laufe der Zeit immer weniger geworden sind. Direktoren der bedeutendsten Häuser bekommen kalte Füße, wenn ein Rembrandt-Forscher wie etwa Ernst van de Wetering ein Museum besucht, denn oft stellt sich heraus, daß ein Hauptwerk nicht echt ist. Als vor 20 Jahren der „Mann mit Goldhelm" in der Berliner Gemäldegalerie „nur" als eine Arbeit aus dem Umkreis von Rembrandt entlarvt wurde, schlugen die Wogen hoch. Doch ist das Bild damit weniger eindrucksvoll? Die Staatlichen Museen Kassel machen derzeit aus der Not eine Tugend. In der Ausstellung „34 Gemälde ‚Rembrandts' in Kassel!" wird die historische Sammlung von Landgraf Wilhelm VIII. gezeigt. Die ab 1749 angelegte Kollektion wurde durch den Kunstraub unter Napoleon und Jérôme zwar ausgedünnt, und einige der Rembrandt zugeschriebenen Bilder sieht die Kunstwissenschaft heute als Arbeiten seiner Schüler. Dennoch besitzt Kassel heute noch zwölf Originale und damit eine der umfangreichsten Sammlungen von Rembrandt-Gemälden innerhalb Deutschlands, die sie nun zusammen mit den ehemaligen „Rembrandts" zeigt.

Der Frage echt oder nicht echt geht auch eine Ausstellung in Berlin auf den Grund. Im Kulturforum am Potsdamer Platz werden rund 70 Gemälde gezeigt, die sowohl vom Meister selbst als auch von seinen Schülern stammen. Der Meister hatte seinen Lehrlingen und Werkstattmitarbeitern Prototypen als Vorlage zur Verfügung gestellt. Neue Erkenntnisse der Rembrandt-Forschung werfen nun ein neues Licht auf den bedeutenden Maler als schöpferisches Genie, aber auch als treibende Kraft einer äußerst produktiven Werkstatt. Parallel zeigt das Kupferstichkabinett die beiden Ausstellungen „Rembrandt. Ein Virtuose der Druckgraphik" und „Rembrandt. Der Zeichner" und präsentiert so den weltberühmten Berliner Bestand der Zeichnungen und Radierkunst des Niederländers.

Hier Rembrandt, das Genie, da Rembrandt, der Geschäftsmann. Der Schweizer Theologe und Schriftsteller Walter Nigg (1903–1988) hat den Künstler aus christlicher Sicht betrachtet. In seiner 1951 in dem Band „Maler des Ewigen I: Meditationen über religiöse Kunst" erschienenen Studie über Rembrandt (jetzt als biographischer Essay bei Diogenes herausgekommen: **Rembrandt. Maler des Ewigen**, 142 Seiten, 27 sw Abb., gebunden, 19,90 Euro) sieht er den Menschen und auch den Mann mit dem Blick für das Wesentliche. „Wer ihm nahekommen will, darf seine Kunst nicht als bloße Vergoldung des Daseins betrachten, was auf eine naive Täuschung hinausläuft. Die Wirklichkeit in neuer Weise zu deuten, war Rembrandt bestrebt. Nicht das Schöne im klassizistischen Sinn wollte er neben das Dasein stellen, sondern das Geheimnis des Lebens ergründen ... Rembrandt war kein Bekenntnischrist, der dogmatische Begriffe formulierte ... Er war ein Mensch, der bis in die letzte Faser seines Wesens von religiösem Empfinden angefüllt war. Wie kaum ein anderer Maler hat er das ewige Geheimnis in allen Dingen gespürt, führt er doch den Menschen beständig an die Grenze und bricht bei ihm immer wieder das Übernatürliche durch."

Silke Osman



Rembrandt: Selbstbildnis mit aufgerissenen Augen (1630) Foto: Archiv

Staatliche Museen Kassel, Schloß Wilhelmshöhe, Gemäldegalerie Alte Meister, „34 Gemälde ‚Rembrandts' in Kassel!", dienstags bis sonntags 10 bis 17 Uhr, Eintritt 3,50 / 2,50 Euro, bis 20. August.

Kulturforum Potsdamer Platz, Sonderausstellungsraum unten, „Rembrandt. Genie auf der Suche", dienstags bis sonntags 10 bis 18 Uhr, donnerstags bis 22 Uhr, Eintritt 8 / 4 Euro, 4. August bis 5. November.

Das ist nicht nur unanständig, sondern grenzt an Größenwahn

Betr.: „Mißbrauch" (Nr. 23)

Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich! (?) Herr Voss bezeichnet den Vorwurf der Politiker zur Hartz-IV-Regelung als „verräterisch" und „falsch", bravo. Dies möchte ich zum Anlaß nehmen, die Situation weiter zu betrachten.

Da wagt doch der SPD-Vorsitzende Beck tatsächlich in der Zeitung „Die Welt", die Empfänger der Hartz-IV-Gelder aufzufordern oder zu ermahnen: „Man muß nicht alles rausholen, was geht", oder an anderer Stelle: „Damit muß Schluß gemacht werden". Unbeschadet der Richtigkeit der Hartz-IV-Regelungen steht über alldem: Haben die angeprangerten Bürger diese untauglichen Regelungen selbst erfunden? Haben hier nicht „Experten" lange genug die Pläne in ihren Schubladen gehabt, darüber beraten und diskutiert und sind nicht auf die Idee der, wie sie behaupten, „Mißbrauchsmöglichkeit" gekommen? Wie kommen diese Herren dazu, dem Volk zu unterstellen, der Bürger verhalte sich unanständig? Hier sei nur mal kurz eingeschoben: Wer verhält sich da unanständig? Sind das nicht diese Herren, die hier andere ermahnen, denn sie haben ja gerade, trotz „Pleite" in unserer Bürgerkasse und ohne uns zu fragen, sich ihre „Vergütungen" um runde 3 000 Euro je Monat erhöht. Dies ist nicht nur unanständig, sondern selbstherrlich an Größenwahn grenzend.

Wohl nach dem Motto von „Kriegsführern", die da sagen: „Angriff ist die beste Verteidigung!".

Dieser Hartz-Unfug wurde schon vor der Einführung von vielen Sachkundigen als wertloses Monster bezeichnet. Aber was ist aus dieser Einstellung ersichtlich? Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich, doch einige bilden sich ein: sie sind gleicher!

Horst Schmidt, Höhbeck

Geheimwaffe gegen Rechts

Betr.: „Traumata" (Nr. 24)

Liebe Redaktion, wirklich köstlich, wie Hans Heckel die seelischen Qualen unserer Bundesempörungsbeauftragten Claudia Roth beschreibt, wenn er ihr auch ein bißchen viel Raum opfert.

Dabei unterschätzt er die Gefährlichkeit dieser Person vollkommen: Wenn sie nämlich seine Idee aufgreift und als Flitzerin auftritt, könnte sie zur unschlagbaren Geheimwaffe des Innenministers gegen „rechte Aufmärsche" werden! Mit einem Schild „Ich will Sex mit Nazis!" vor dem breiten Becken und auf diese bösen, bösen Menschen losgelassen, wäre jeder Platz in Sekunden geräumt.

Mich jedenfalls würde eine solche Drohung dazu bringen, in Panik in unsere Wälder zu fliehen und wochenlang dem Bär Bruno Konkurrenz zu machen ...

Walter Held, Traunstein

Absurd, aber ...

Betr.: „Brecht statt Fallersleben?" (Nr. 25)

Man könnte über den Vorschlag des GEW-Vorsitzenden Nagel, statt des Deutschlandliedes als Nationalhymne ein Kinderlied zu singen, zur Tagesordnung übergehen. Dieser Vorschlag ist so absurd, daß jedem anständigen Deutschen plastisch vor Augen geführt wurde, welch Geistes Kind dieser oberste Gewerkschaftsfunktionär ist. Bei aller Entrüstung ist dennoch Vorsicht geboten. Hinter dem Vorschlag steckt eine hinterfotzige Absicht. Schließlich vertritt Jochen Nagel Lehrer, die im Grunde mit den Vorstellungen ihres obersten Bosses einverstanden sind oder zumindest mit diesen sympathisieren. Wie will diese Spezies Lehrer den Kindern die Entstehung des Deutschlandliedes und den Sinn seiner Strophen erklären, wenn sie diese nach ihren verschrobenen Vorstellungen als zu nationalistisch interpretieren. Der perfide oder gar gewollte Ausrutscher des GEW-Vorsitzenden sollte deshalb schon ernst genommen werden.

Walter Grubert, Hannover



Durch deutsch-deutsche Mauer getrennt: Sichtlich bewegt umarmt eine West-Berlinerin ihre Mutter aus dem Ostsektor, die im November 1964 erstmals ihre Tochter besuchen darf. Foto: pa

Kindern die sprachlich-kulturelle Heimat bewahren

Betr.: „Englisch vorn" (Nr. 26)

Es sieht nach einer unheiligen Allianz zwischen ehrgeiziger Elternschaft und Politik aus, die im Endeffekt zur vollständigen Erosion des Mutterbodens unserer Kultur führt: unserer Muttersprache, unseres Identitätskerns.

Die Eltern sind auf frühkindlichen Fremdsprachen(-Englisch)unterricht fixiert in dem Glauben, damit könne die berufliche Zukunft ihrer Kinder gesichert werden.

Sie werden darin von Mitgliedern der Lehrerschaft bestärkt mit der Binsenweisheit, daß kleine Kinder besonders lernfähig seien. Soll nun der frühe intensive Englischunterricht bloß der Abrichtung der Kinder auf den späteren Einsatz in der Wirtschaft dienen beziehungsweise auf oberflächliche Parlierfähigkeit beschränkt sein? Da scheint für Literatur, Landeskunde und Vergleich der Sprachstrukturen (wie beispielsweise am Gymnasium) kein Platz mehr zu sein.

Auf der Jagd nach Wählerstimmen und unter dem Druck der Pisa-Erhebungen kommen von der Politik aus der Hüfte geschossene Modernisierungs- beziehungsweise Reformvorschläge, die in jeder Hinsicht unausgegoren sind:

Laut FDP müßte zugunsten des Frühunterrichts schon vor der Grundschulzeit eine Sortierung der Kinder erfolgen, was – nebenbei gesagt – in schreiendem Kontrast zu den Ansichten der Gegner des dreigliedrigen Schulwesens steht.

Diese Sortierung müßte konsequenterweise nach der Kindergartenphase fortgesetzt werden (wozu jegliche Voraussetzungen fehlen, von den Kosten ganz abgesehen).

Völlig offen ist der Zeitpunkt, wann ein Kind als gefestigt in seiner Muttersprache gelten kann, zu dem es sich ohne Verwirrung seiner Muttersprache „nebenher" eine Fremdsprache aneignen kann.

Noch schwieriger ist diese Frage bezogen auf ganze Lerngruppen.

Wie soll das allgemeine sprachliche Unvermögen (das zahlreichen Untersuchungen zufolge in direktem Zusammenhang mit zunehmendem Fernsehkonsum und Beschäftigung mit Videospielen steht) durch „Schnullerenglisch" (Däßler) weggezaubert werden können? (Wenn es um die Entwicklung des kindlichen Gehirns geht – die wird von musikalischer Betätigung außerordentlich begünstigt, was keine Frühselektion der Kinder erfordern und die Kindheit nicht verkürzen würde!)

Es fehlt jeglicher Hinweis, inwiefern das Kennenlernen eines Minimalwortschatzes und simpelster Satzstrukturen auf Kindergartenniveau für irgendeine berufliche Laufbahn überhaupt von Belang sein könnte.

Diese Kritik ist alles andere als ein Plädoyer gegen Englisch als Weltsprache, sondern sie soll eine ernste Mahnung sein, unseren Kindern nicht die kulturelle, sprachliche Heimat zu rauben und eine gesichtslose Weltmonokultur zu fördern.

Der ökologische Ansatz – der Erhalt der Vielfalt der Arten ist für den Erhalt des Lebens unentbehrlich – hat auch für die Völker und Kulturen zu gelten, nicht zuletzt im Namen der so häufig beschworenen Menschenwürde.

Jürgen M. Streich, Alveslohe

Mattuseks Waffe: Wortgewalt

Betr.: „Eine Reise nach Deutschland" (Nr. 22)

Zu seinem Buch kann man ihn nur beglückwünschen. Es war überfällig. Matthias Matussek, Jahrgang 1954, leitet das Kultur-Ressort beim Nachrichtenmagazin der „Spiegel".

Matussek hat uns viel zu sagen. Nachdem Generationen von Journalisten und Politikern uns eingebleut haben, daß die Wurzel allen Übels der Nationalismus wäre, ermuntert uns der Autor zum Bekenntnis zum Nationalgefühl und zur Nation als kulturtragende Gemeinschaft im allgemeinen. Aber auch das Bekennen zur deutschen Nation im besonderen macht es uns leichter. Er macht uns klar, daß die deutsche Geschichte nicht erst 1933 begann und daß wir stolz auf sie sein dürfen. Er plädiert für ein unverkrampftes Umgehen mit der Nationalität.

Das Buch besticht durch präzise Formulierungen. Es ist ein Erlebnis, Matusseks geschliffenes Deutsch zu lesen. Wortgewalt kann eine Waffe sein; er besitzt diese Waffe, doch er mißbraucht sie nie.

Lesen Sie selbst, wie es die Linken verstanden, die Schuld der Deutschen zu thematisieren, um selbst Karriere zu machen.

Matussek reflektiert zu den unterschiedlichsten Themen, die die Deutschen, ihre Kultur und ihre Geschichte betreffen, wohl wissend, daß völlige Objektivität, um die er sich aber redlich bemüht, nur schwer zu erreichen ist.

Berthold Arndt, Klötze

Briefe über Mauer und Stacheldraht hinweg

Betr.: „Einmischen" (Nr. 26)

Private Briefe, die Menschen über die innerdeutsche Grenze hinweg gewechselt haben, sind Zeugnisse der Verständigung zwischen Ost und West, die trotz Mauer und Stacheldraht stattgefunden hat. Das „Museum für Kommunikation" möchte diese Dokumente bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich machen. Es baut deshalb derzeit ein Spezialarchiv zum Thema deutsch-deutscher Briefverkehr auf. Für den Aufbau dieser Sammlung bittet das Museum um Briefspenden aus der Bevölkerung. Während die politische Kommunikation zwischen Ost- und Westdeutschland durch Abgrenzungen und Spannungen gekennzeichnet war, versuchten viele Menschen in beiden deutschen Staaten, miteinander im Gespräch zu bleiben. Eines der wichtigsten Medien, Kontakte über räumliche und ideologische Grenzen hinweg zu pflegen, war der Brief.

Obwohl die Zensur der DDR den Brief- und Paketverkehr zwischen Ost und West empfindlich einschränkte, stifteten diese Sendungen ein Gefühl von Gemeinschaft. Briefe, die zwischen Liebespaaren, Verwandten oder Freunden über die innerdeutsche Grenze hinweg gewechselt wurden, erlauben nicht nur die Rekonstruktion historischer Zusammenhänge, sondern zeigen auch ein Stück individuell erlebte deutsch-deutsche Alltagskultur in der Zeit des Kalten Krieges. Manche Briefe sind Zeugnisse versteckter Kritik am System, andere offene ideologische Bekenntnisse.

Damit eine reichhaltige und umfangreiche Sammlung entstehen kann, ist das „Museum für Kommunikation" auf die Unterstützung von Privatleuten angewiesen. Gesucht werden Briefe, Postkarten, Fotografien und Dokumente aller Art, die zwischen 1948 und 1990 brieflich verschickt wurden. Das Museum nimmt auch Kopien dieser Dokumente an.

Annahme für Briefspenden: „Museum für Kommunikation Berlin", Bibliothek / Archiv, Leipziger Straße 16, 10117 Berlin, Telefon (0 30) 20 29 43 03, Fax (0 30) 20 29 41 11, pressestelle.mkb@mspt.de, www.museumsstiftung.de.

Dr. Susanne Kiewitz, Berlin

Mordgier

Betr.: „In memoriam" (Nr. 26)

All diese Tierschützer, die den armen, abgeschossenen Bären bedauern, bedenken nicht, daß dieser aus Jagdlust handelt, die weiter zur „Mordgier" hätte mutieren können. Man denke nur an die Menge der totgebissenen Schafe.

Klaus Zylla, Kelkheim

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Wider aller Fakten

Betr.: „Schuldig – bis in alle Ewigkeit“ (Nr. 26)

Es ist mir unmöglich zu begreifen, daß es Deutsche gibt, die ihr Land so hassen, daß sie es verleugnen, immer wieder neu beschmutzen und den Opfern unseres Volkes im Umfeld des Zweiten Weltkrieges Gedenken und Trauer versagen.

Was gilt für den Menschen? Unter anderem Ehrlichkeit, Anstand, Mitgefühl, Toleranz und Wahrhaftigkeit.

All das gilt nicht für die im Artikel von Hans-Joachim von Leesen erwähnten Historiker und andere ihres Schlages, die wider aller Fakten behaupten, daß unser Land am Ausbruch des Zweiten Weltkrieges alleinschuldig sei.

Wie böswillig und auch wie dumm und überheblich müssen solche Menschen sein, die nicht selten sich Wissenschaftler nennen oder gut dotierte Posen besetzt halten?

Martina Herberts, Braunschweig

Uns fehlen die Sanierer

Betr.: „Sanierungsfall Kanzleramt“ (Nr. 26)

Die Sanierung müßte wohl bei Frau Merkel selbst beginnen, deren Vorschußlorbeeren weitgehend verwelkt sind. Zu viele auf sie gesetzte Hoffnungen haben getrogen.

Wenn unter Frau Merkels Regie die Bundesregierung mehr Schulden denn je vorher aufnimmt und zur gleichen Zeit die Bürger durch neue Abgaben und Kürzungen geschröpft werden, dann darf man wohl von einem Totalversagen dieser Koalition sprechen.

Ein Sanierungsfall ist die Bundesrepublik ohne jeden Zweifel. Rot-Grün und deren Vorgänger haben unser Land dazu gemacht. Wenn sich die SPD vor ihrem eigenen Verschulden drückt, ist das zwar menschlich verständlich, aber doch nur erbärmlich.

Dem Sanierungsfall fehlen die Sanierer. Das sehe ich als das größte Problem an.

Konstantin Brenner, Neuwied

Wir brauchen unsere Seele zurück

Betr.: „Verglühter Hoffnungsträger“ (Nr. 26)

Köhler, Schönbohm und Lammert waren für viele Deutsche Hoffnungsträger, daß die leider von Deutschen gepflegte Dauerdiskriminierung unseres Landes endlich ihr Ende findet. Der Bundespräsident hatte uns mit seiner Sympathieerklärung für unser Land sehr beeindruckt. Schade, daß er mit seiner Zustimmung zu vorgezogenen Neuwahlen einen Bruch zu sich selbst herbeigeführt hat. Trotzdem ist vieles, was er sagt, richtig und notwendig.

Lammert war leider nur ein Windei. Er weckte Hoffnungen, als er von der deutschen Leitkultur sprach, die wir brauchen, aber er meinte sie gar nicht.

Schönbohm hat nichts Neues zu bieten, dem General a. D. scheint der Mut zu fehlen, Bekenner für unser Deutschland zu sein, das ein deutsches Land bleiben soll und das seine Seele wiederhaben muß, die man auch Leitkultur nennen kann.

Ute Lendle, Böblingen

Den Staat zur Beute degradiert

Betr.: „Am Nasenring durchgeführt“ (Nr. 24)

Jahrelang wurden unserem Volk Schuldgefühle eingebleut, dadurch bei der Mehrheit, vor allem bei den nachkommenden Generationen, Unmündigkeit produziert – es wurde großkotzig mit finanziellen Geschenken geblendet und bei guter Laune gehalten, egal was daraus wird. Jahrelang standen Tor und Tür offen für jedermann und die „sozialen Geschenke“ nahmen kein Ende: jährlich einen neuen Mantel, mindestens ein bis zwei Paar neue Schuhe pro Jahr, Haushaltsgeräte standen sowieso jedem zu und immer vom feinsten. Viele, die ewig geschuftet, manches abstotternd angeschafft und auf Heller und Pfennig abgetragen haben, kennen bis heute keinen Geschirrspüler oder Wäschetrockner!

Heutige Rentner sind die Gehörnten, zahlen unter anderem Pflegeversicherungsbeiträge, können sich paradoxerweise keine Hilfe, eventuell für Haushalt oder Einkauf, leisten. (Ein Seniorendienst bietet sich an für 19,80 Euro die Stunde.) Strategisch hilft eine einzige „Pille“ und alle Probleme wären gelöst, aber den Ärzten wären die profitablen Geräteuntersuchungen und kostenträchtigen OPs versagt.

Die „Politische Klasse“ kann sich inzwischen bequem zurücklehnen und freudig in die Zukunft blicken, sie ist ohnehin finanziell abgesichert einschließlich ihrer Pensionen, dafür haben sie sich im Laufe der Zeit entsprechende Rechte eingeräumt, sie haben, ohne mit der Wimper zu zucken, den Staat (das Volk) zur Beute degradiert.

Zusätzlich zahlen wir uns inzwischen dumm und dämlich für in- und ausländische Projekte, die uns nichts angehen – die lassen sich an dieser Stelle nicht einzeln aufzählen. Alle sind doch für sich selbst verantwortlich, das wird uns nun täglich gepredigt, das trifft leider nicht für alle „Nehmerländer“ zu.

Fazit: Zur Zeit herrscht ein allgemeiner Wunsch: Eine reformierte politische Kultur für unsere Republik – und vielleicht auch etwas mehr Patriotismus – kein Fanatismus!

Margot Mahner, Bremen



Von beweglichen Bildern fasziniert: 4jährige spielt mit Mini-Computer Foto: Waldhäusel

Giftige Leckerei

Betr.: „Dumm durch die Wucht der Bilder“ (Nr. 25)

Daß ständiges Fernsehen Kindern nicht bekömmlich ist, ist nicht neu, auch wenn die Medien-Industrie uns das Gegenteil gern einreden möchte. Wer Kinder beim Fernsehen beobachtet, wie gebannt sie auf den Bildschirm starren, selbst auf die x-te Wiederholung von Werbung, der kann nur entsetzt sein. Häufig werden sogenannte Kindersendungen von einem ständigen Handlungswechsel und schrillen Tönen begleitet. Für den Normalbürger der Horror, für Kinder eine erstrebte „Leckerei“, die leider nur giftig ist.

Daß die Handlungsfolge in Bildern das Denken nicht beansprucht, aber leicht falsche Vorstellungen weckt, weiß jeder, der selbst der ständigen Beeinflussung der Medien ausgesetzt ist. Wir müssen uns täglich neu bemühen, nicht zu ihren Opfern zu werden. Wie wehrlos sind da Kinder!

Was ist zu tun? Für die Kinder Zeit aufbringen, kann helfen.

Max Rother, Nürnberg

Das war ganz anders mit der Namensfindung bei den Reußen und Preußen

Betr.: „Reußen und Preußen“ (Nr. 21)

Es wäre besser gewesen, Herr Leitner hätte sich nicht nur halb gebildet. Wo und wann bitteschön sollen Slawen im Memeldelta gewohnt haben? Das war westbaltisches Gebiet, in dem die Pruzzen und Kuren lebten. Die Slawen waren zu der Zeit tausende Kilometer entfernt. Zwar gab es Kontakte zu den Wikingern, zunächst kriegerische, später friedliche, aber einen Wikingerbegriff mit einem finnischen Wort zu erklären, wird dann doch recht abenteuerlich, weil Finnisch einer ganz anderen Sprachfamilie zugehört.

Warum nicht das Naheliegende und den Begriff in der Sprache derer suchen, die dort lebten und ihre Orte nach den Gegebenheiten der Natur benannten? Der Name Ruß stammt aus dem prußisch-schalauischen Dialekt und bedeutet ganz einfach „Ort, der umflossen, umströmt wird“.

Veröffentlicht in Tolkemita-Texte Nr. 52, findet sich der Artikel von Dr. K. A. Matulaitis „Die Schalauer des Altertums“, aus „Tauti praeitis“, II, 1965. Zitat: „Die Abgesandten von Groß Nowgorod, die 862 Ruß besuchten, baten um einen Herrscher. Sie sagten: Unser Land ist groß genug und reich, aber in ihm ist keine Ordnung, kommt und regiert uns. Zu ihnen reiste Hrorekr, später Rurik genannt. Den Namen Ruß verwandelte der Moskauer Staat im XIV. Jahrhundert in russija und machte daraus im XVIII. Jahrhundert Rossija (Vergleiche Litauische Enz. Band 26, Seite 147 und Encyklopedia Britannica, ed. XIV, vol. 19, Seite 712).“ Ähnliches schreibt auch Prof. Letas Palmaitis, Kaunas. Demnach ist Ruß nicht von den Russen abgeleitet, sondern umgekehrt. Und von den finnischen Wikingern schon mal gar nicht.

Zum Eigen(!)namen der Prußen muß man nicht auf eine litauische Wurzel zurückgehen. Einige Quellen sagen „Prusas, der Verständige, der mit dem man reden kann“; Interpretationen von Eckert, Schmid, Karaliunas und so weiter bieten Lippen, Mund, zum Angesicht, hoch gewachsen und Menschen / Volk an. Vermutlich dürfte aber nach Otrembski der altindische Begriff „purusah“ zugrunde liegen, der „Mensch, Mann“ bedeutet. Der Eigenname der Eskimos Inuit bedeutet schließlich dasselbe.

Beate Szillis-Kappelhoff, Salzbergen

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen, Jürgen Liminski.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
info@ostpreussen.de
Pressestelle:
presse@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **5742**

Ohne die Hilfe der Dänen wäre ich tot

Betr.: Leserbrief „Verstoß gegen die Genfer Konvention“ (Nr. 23)

Zu dem obengenannten Leserbrief möchte ich als damals zehnjähriger Junge zu diesem Thema folgendes beitragen: Der dänischen Bevölkerung mit zirka fünf Millionen kann man nach meiner Meinung keinen Vorwurf bezüglich eines Verstoßes gegen die Genfer Konvention machen, da die deutschen Flüchtlinge in ihr kleines Land auf Weisung der deutschen Wehrmacht, die Dänemark aus militärischen Gründen bereits am 9. April 1940 besetzt hatte, eingedrungen sind. Am 25. Februar 1945 flüchtete meine Mutter mit uns drei Kindern – vier, zehn und zwölf Jahre –, Opa und Tante von Königsberg vor der Roten Armee. Nach vierwöchiger Flucht, längs der Ostseeküste unter Kriegshandlungen, liefen wir mit dem Lazarettschiff „Monte Rosa“ am 22. März 1945 in Kopenhagen, für uns das rettende Ufer, ein.

Am 25. März 1945 wurden wir ins Gemeindehaus in Givskud / Jütland untergebracht und konnten uns hier mit den Dänen bis zur Kapitulation am 5. Mai 1945 frei bewegen. Von der deutschen Wehrverwaltung erhielten wir Geld (DKr.) für Lebensmittel, die wir in dem Dorf Givskud problemlos beim Kaufmann, Bäcker, Milchmann kaufen konnten. Die Bevölkerung distanzierte sich aber von uns, sie haben uns aber nicht angespuckt, auch nicht mit Steinen beworfen.

Am 5. Mai 1945 wurden wir in der Schule in Givskud interniert, hinter Stacheldraht mit dänischer, bewaffneter Bewachung. Die dänischen Widerstandskämpfer haben uns Flüchtlinge nicht bekämpft, belästigt und auch nicht bestohlen. Wir mußten nur das restliche dänische Geld abliefern.

Am 6. Dezember 1945 mußten wir Givskud verlassen, weil die Schule für die Schüler dringend benötigt wurde. Den Dänen war es auch nicht recht, die deutschen Toten (Kleinkinder und Alte) auf ihrem Friedhof zu bestatten, sie wurden später auf Kriegsgräber-Friedhöfe umgebettet.

Wir wurden in das große Internierungs-Barackenlager Grove / Jütland bei Karup verlegt. Hier lebten zirka 10 000 deutsche Flüchtlinge hinter Stacheldraht mit dänischer, bewaffneter Bewachung. Es gab in Dänemark 66 Flüchtlingslager in Jütland und auf den dänischen Inseln in verschiedenen Lagergrößen, wo die zirka 240 000 Flüchtlinge untergebracht waren.

Man muß heute die Probleme von damals durch eine andere Brille sehen, dann wird man auf beiden Seiten keinen Haß mehr empfinden. Dem dänischen Volk sage ich Dank, daß es unseretwegen damals Entbehrungen auf sich genommen hat. Ich verstehe erst jetzt, daß wir eingesperrt werden mußten, weil viele von uns auf der Flucht erkrankten und sich Seuchen verbreiten konnten. Wir wurden in Grove sechsmal gegen Paratyphus geimpft.

Fast 15 000 deutsche Flüchtlinge sind in Dänemark gestorben und recht viele Kleinkinder. Von den 240 000 Flüchtlingen waren etwa die Hälfte Frauen in den besten Jahren, dänische Ehen waren offenbar gefährdet. Aus diesen Gründen wurde auch die Verbrüderung (Fraternisierung) von den Dänen verboten. Wir Schulkinder durften auch nicht die dänische Sprache erlernen.

Am 1. Dezember 1947 wurde ich als 13jähriger Junge mit meiner Familie aus Dänemark nach Lübeck entlassen. Endlich wieder in Freiheit leben!

Mein Großvater väterlicherseits starb den Hungertod am 9. Dezember 1945 in Königsberg. Ich gehe davon aus, wenn wir nicht auf die letzte Minute aus Königsberg herausgekommen wären, hätten wir die Greueltaten mit großer Wahrscheinlichkeit nicht überlebt.

Mein Leben habe ich demzufolge im wahrsten Sinne des Wortes den Dänen zu verdanken.

Arno Zilian, Lübeck

Zukunft verspielt

Betr.: „Volksparteien ohne Volk“ (Nr. 20)

Mit großer Genugtuung verfolge ich die Artikel Ihrer Zeitung, besonders die, die die verantwortungslose Politik der großen Koalition betreffen. Der Leitartikel Ihres Journalisten Hans-Jürgen Mahlitz hat mir persönlich aus dem Herzen gesprochen. Es ist auch aus meiner Sicht schon fast unglaublich, wie sich die Erben Konrad Adenauers und Franz Joseph Strauß' sozialisieren lassen von einer SPD, die historisch eigentlich schon überlebt ist. Die Krone setzt man dem ganzen Wahnsinn während der erfolgreichen Fußball-Weltmeisterschaft auf. Während das Volk die deutsche Elf zu Recht feiert und bejubelt, wird in den Hinterzimmern der Nation die Zukunft Deutschlands endgültig verspielt. Das tut weh und hier darf nicht mehr geschwiegen werden. Je eher diese Koalition des Grauens beendet wird, um so besser für uns alle.

Johannes Unrath, Prenzlau

Von den zahlreichen an uns gerichteten Leserbriefen können wir nur wenige, und diese oft nur in sinnwahrend gekürzten Auszügen, veröffentlichen. Die Leserbriefe geben die Meinung der Verfasser wieder, die sich nicht mit der Meinung der Redaktion zu decken braucht. Anonyme oder anonym bleiben wollende Zuschriften werden nicht berücksichtigt.

Staglieno vergessen ? – Nie ...

Der Besuch eines ungewöhnlichen Friedhofs läßt Fragen über das Werden und Vergehen aufkommen

Von
ESTHER KNORR-ANDERS

Im Jahre 1830 bemühten sich die Verantwortlichen der Stadt Genua, allen voran der Marchese Gian Luca Durazzo, um einen neuen, großen Friedhof, der weit von der Stadt entfernt liegen und einem paradiesischen Garten gleichen sollte. Darüber hinaus sollte der Friedhof Zeugnis ablegen vom Glanz der Stadt, dem Reichtum ihrer Bürger und der Würde der Armen. Alle gesellschaftlichen Schichten, Ausländer und auch Nichtkatholiken (Israeliten, Moslems, Protestanten) sollten dort beerdigt werden, die Lebenden mit Lust umherspazieren. Unter letzterem Gesichtspunkt setzte sich die Sitte durch, Grabdenkmäler bereits zu Lebzeiten aufstellen zu lassen, um sich an der akkuraten Wiedergabe von Augenwimper und Mantille, Überrock und Orden und an der vorgefertigten Lobpreisung zu erfreuen.

Die Stadtväter erteilten Giovanni Battista Resasco den Auftrag, auf der Grundlage eines bereits vorhandenen Entwurfs des Architekten Barabino „etwas Grandioses“ zu schaffen. Es entstand der Friedhof im Bisagno-Tal, das sich tief in die Ligurischen Berge streckt. Der „Cimitero di Staglieno“ wurde weltberühmt – und zur blanken Herausforderung für die lombardische Hauptstadt Mailand. Legte Resasco bei der Anlage von Staglieno wert auf „ästhetisch, zierlich“ im Sinne der gärtnerischen Gestaltung unter Mitspiel der Landschaft, so war Mailands Hauptziel „monumental“.

Staglieno wurde weltberühmt und blieb es. Am berühmtesten aber wurden nicht die Familien-Kapellen, Galerien und Tomben, sondern das Grabmal der Caterina Campodonico, einer Brezelverkäuferin. Sie, die bei jedem Wetter Nüsse und Backwerk feilbot, sparte sich die Summe für ihr Standbild zusammen, um „unvergessen dazustehen“. Ihrem Wunsche entsprechend schuf der Bildhauer Lorenzo Orengo das Grabdenkmal dieser Frau mit ihren Erkennungszeichen: Brezel und Nußkette. Die auf ihren ausdrücklichen Wunsch „mundartliche“ Gedächtnisinschrift verfaßte der Dichter Giambattista Vigo, den sie kannte.

Vermutlich wird jeder, der zum ersten Mal die Totenstadt betritt, in die Grabmäler-Galerie (Porticato inferiore) einbiegen. Es handelt sich um einen endlosen Komplex, Wandelhallen ähnlich. Wo man geht und steht pfeift der Wind, treibt Blätter herein und im Sommer Schmetterlinge. Beim Anblick der dicht bei dicht in Stein und Marmor verewigten Toten wird der Besucher entweder erstarren oder lächeln, Unsicherheit spüren. Es kann nicht ausgeschlossen werden, daß viele sich ärgern. Zum Beispiel aus weltanschaulichen Gründen, denn vor den Augen entfaltet sich Verschwendung, Prunksucht, Protzerei. Der christliche Besucher könnte sich brüskiert fühlen, weil nichts christlich wirkt, nicht einmal das Kreuz.

Den pietistischen Besucher wiederum wird die unverhohlene Erotik stören: Jünglinge, mit knappstem Lendenschurz versehen; lediglich von Haar und manchmal einem Stück Schleier bekleidete Töchter und Ehefrauen (auf diesem Friedhof unanstößige Selbstdarstellungen); auch die himmelwärts strebenden, von Nymphen umringten Herren dürften nicht unbedingte Billigung finden. Unbestreitbar bleibt, daß der Besucher verschieden Anstoß nehmen wird. Doch Staglieno vergessen, das wird niemand können.

Ich wandere durch die Galerie. Beim Grabmal des Augenarztes Enrico Amerigo bleibe ich lange. Das Mädchen mit der Schürze wird von jedem fotografiert. Keine Fotografie vermag wiederzugeben, daß dies Kind blind ist. Ebenso der kniende Greis. Erschrocken blicke ich weg.

Ich suche sie. Caterina Campodonico. Nach der zeitlichen Belegung der Galerie müßte sie zu finden sein. Ich spreche mit einem Wächter. Nenne den Namen der Gesuchten. Deute eine Brezel an. Es muß mißverständlich aussehen. Der Mann errötet. „Caterina“, ruft er dann und zeigt in die Ferne, „Galleria Sant Antonino.“

Ich laufe dem Halbrund dieser Galerie zu, die Stufen hinauf. Hier kann ihr Denkmal nicht stehen. Es ist eine andere Zeit. Hundert Jahre später. Die Skulpturen werden von der Sonne getroffen. Sie verfärbt sie, verleiht ihnen Leben. Rita Salvi im Brautschleier lächelt, wie sie in der Minute ihrer Trauung gelächelt haben mag. Dem Kapitän Coscia könnte man „Gute Fahrt“ wünschen. Nachts möchte ich Sant Antonino nicht durchstreifen. Es würde auch sehr hallen.

Ich höre Schritte, wende mich um. Ein Herr kommt die Stufen herauf. Er trägt einen für diese Jahreszeit ungeeigneten Mantel und geht auffallend vorsichtig. Aus seinem Gesichtsausdruck ist zu schließen, daß er ebenso wenig gestört werden möchte, wie ich. Ich gehe rascher ...

Und stocke. Auf einem Pfühl schläft die Liebesgöttin persönlich. Schläft mit Rosen unter der Brust. Es ist die Geliebte eines Genueser Apothekers. Selbst im Todesschlaf wollte er sie auf sich ruhen haben. „Und laß uns noch nach hunderttausend Jahren, vereint als Sturmwind durch die Lüfte fahren“, zitiere ich unwillkürlich.

Fingerspitzen berühren meinen Ellenbogen. „Vollendet, nicht wahr? Eros, Hypnos, Thanatos: Die Liebe, der Schlag und der Tod“, sagt eine Stimme neben mir.

Der graubemäntelte Fremde hat sich zu mir gesellt. Er spricht schleppend. Er rät mir, die Grabstelle der Erba aufzusuchen. Die Schlafende halte drei Mohnkapseln in der Hand. Bei den Pienovis beuge sich die Frau über das Bett ihres Mannes, lüfte die Decke und sähe den Totenschädel.

„Gehen Sie durch den Boschetto. Dämonen, Monstren werden Sie entdecken. Morbositäten. Der Tod tanzt mit der Schönen ...“

Ich beeile mich, diesem Gesprächspartner zu entkommen. Folgt er mir? Nein.

Ich laufe die Treppen zur Cappella dei Suffragi hinauf. Auf dem obersten Plateau bleibe ich stehen. Ich blicke auf die Totenstadt, deren Felder und Zonen. Aus dieser Höhe wirken die Spaziergänger winzig, störend. Einen sittenwidrig hellen, heiteren Hain nennen die Toten ihr eigen, durch den der Wind fährt. Über den Gräbern scheint ein Lachen zu tosen. Das auf- und abschwellende Gelächter der Verstorbenen Genuas. Sekundenlang ist mir, als stöße der Wind mich die Treppe hinunter, als stürze ich in dieses Lachen.

Aus einem Pfad tritt jener Herr. Ohne zu zögern verlasse ich das Plateau über einen Seitenweg. Ich gelange in ein Kolumbarium. Es sind Grabkammeranlagen, die Postschließfächern ähnlich sind. Allgemein werden in Kolumbarien die Aschenreste und Gebeine jener beigesetzt, die sich eine Grabstätte mit Monumentaldenkmal nicht leisten können und deshalb wie im „Taubenschlag“, neben- und übereinander, zur Ruhe kommen. Kerzen flackern in den Haltern. In der Gangmitte stehen Sarkophage. Ich gehe an ihnen entlang, weit in die Halle.

„ALLA CARA MEMORIA“, lese ich und bin, dem Gespür nach, nicht mehr allein. Ich schaue umher. Niemand ist zu sehen. Dennoch ... Ich blicke in die Höhe. Da steht sie. Auf einer dieser Leitern, mit denen man an die oberen „Schließfächer“ herankommt. Es ist eine alte Frau. Unentwegt schaut sie mich an. Ihre Hand, in der sie Alpenveilchen hält, bewegt sich nicht. Es ist in Staglieno üblich, den Skulpturen frische Blumen in die Hand zu stecken und deshalb weiß ich nicht, ob die Frau ... doch dann, endlich, rührt sie sich. Drückt die Stirn gegen die Namenstafel. Sie murmelt. Eindringlich ...

Geräuschlos eile ich zurück. Meine Hand streift die Särge. Sie wird staubig. Ich fasse auf einen Schuh. Einen Kinderschuh. ALLA CARA MEMORIA. Auf dem Sarkophag wird der Knabe Pierino an der Hand eines Engels hinübergeleitet. Es muß auf dem Schulweg geschehen sein, er hält die Mappe in der Hand. Eine aus Samt wahrscheinlich. Aus Samt könnten auch sein Wams und die Halsschleife gewesen sein. Pierinos Augen verraten keinerlei Überraschung, auch keine Einwilligung. Er schaut aus wie einer, dem man wiederholt sagte: „Du mußt, mach schon, komm.“

Ich blicke zum Eingang. Der Fremde geht da vorüber.

Ich blieb noch im Kolumbarium. Lange genug, um sicher zu sein, daß der Friedhofsgänger sich entfernt hatte. Dann setzte ich meinen Spaziergang fort, geriet auf schmale, dunkle Wege. Büsche wuchsen ineinander. Ich war im Boschetto; das ist ein Gehölzgarten, Lustgarten und – Irrgarten.

Ich hoffte, daß ich ihr hier begegnen würde. Wo sonst hätte es Caterina Campodonico so gefallen haben können wie im Boschetto mit seinen verwilderten, eingesunkenen Grabstellen, brüchigen Skulpturen, mit dem Kinderfeld, wo zwischen Kreuzen und auf Gräbern Putten spielen. Plötzlich glaubte ich sie zu erkennen. Sie sitzt neben ihrem blätterüberwucherten Grab, dicht an der Sonne, eine betagte Frau, berechtigt müde.

„Die Pescia“, sagte die Stimme des Fremden. Ich fuhr zusammen, wollte weglaufen, raus aus der Totenstadt. Mir war, als fände ich, je mehr Minuten verstrichen, nicht ohne weiteres zum Ausgang zurück. Ich tat es auch.

Dabei verlief ich mich im Boschetto.

Auf einem seiner stillsten Wege, an einer Mauer, machte ich Rast. Ich hatte Durst, doch Friedhofswasser ist nirgends trinkbar. Ruhiger geworden, begann ich einen Serpentinenpfad hinabzusteigen. An einer Weggabelung pflanzte ein Gartenarbeiter Stiefmütterchen. Ich bat ihn, mir den Weg zum Hauptportal zu zeigen. Es mußte weit sein ...

Ich hielt die mir angewiesene Richtung ein. Aber gänzlich verlor ich das Unbehagen nicht, an jenem Gemäuer schon gestanden zu haben, hier vorbeigekommen zu sein. Wenn man nervös genug ist, ähneln alle Wege dem einen, dachte ich und ...

Die Zweige des Gebüsches bewegen sich, werden zur Seite gedrückt. Aus dem Blättergewirr tritt der Fremde. Zusammen blicken wir auf die feuchten Pflanzen, Gesteinsreste, wo zwei umschlungen liegen mit einem Lächeln, als begänne die längste Nacht. Das Wesen umarmt ein Skelett.

„Der Schlaf, der Tod und die Sippe der Träume.“ Der Fremde lachte leise. Er sagte: „Sie finden Staglieno absurd. Womöglich kitschig. Gentilissima, jede Liebe enthält Kitschelemente. Wir Genueser lieben Staglieno. Es ist nicht notwendig, daß dies von ausländischen Gästen begriffen wird.“

Er zog den Hut. Er ging. Als er nicht mehr zu sehen war, fiel mir ein, daß ich ihn hätte bitten sollen, mich zu Caterina Campodonico zu führen. Er, der sich im Cimitero auskannte, als wäre er zwischen den Denkmälern zu Hause, hätte mir Caterinas Platz zeigen können.

Ich habe sie nicht gefunden. Oft war ich überzeugt, mich in ihrer unmittelbaren Nähe zu befinden. Hier, in der Galerie? Dort, hinter jener Säule? Oder drüben, im Oleander?

Sie war es nicht.

„Avanti, Signora, Avanti.“

Der Gepäckträger läuft vor mir her. Schiebt die Koffer ins Abteil. Die Türen werden zugeschlagen. Der Riviera-Expreß setzt sich in Bewegung. Beinahe hätte ich den Zug versäumt.

Vor dem Bahnhof, an einem Kiosk, zögerte ich. Zwischen Illustrierten lag ein einzelnes Heft: Cimitero di Staglieno. Ich mußte es kaufen. Mir blieb keine Zeit, auf das Wechselgeld zu warten. Die Verkäuferin blickte verwundert.

Ich schlage das Heft auf. Da steht sie. Mit Nußkette und Riesenbrezel. Caterina Campodonico. Und ein bißchen lachte sie.

Unsterblich: Standbild der Brezelverkäuferin Caterina Campodonico auf dem Friedhof Staglieno in Genua Foto: Archiv

Das Vergessen ist eine allgegenwärtige Macht

Allein die Künstler scheinen dagegen gefeit – Anmerkungen zu einem Buch über Grabstätten großer Dichter

Ein Volk wird nicht zuletzt auch dadurch bewertet, wie es mit seinen Toten umgeht. Werden die Grabstätten der nächsten Angehörigen gepflegt? Ehrt man das Andenken großer Verblichener, indem man ihre letzten Ruhestätten aufsucht? Heinrich Heine, dessen 150. Todestages am 17. Februar gedacht wurde, meldete schon zu Lebzeiten seine Zweifel an: „Keine Messe wird man singen, / Keinen Kadosch wird man sagen, / Nichts gesagt und nichts gesungen / wird an meinen Sterbetagen ...“ Er irrte sich. Nicht nur an Gedenktagen besuchen Freunde der Dichtkunst diese Grabstätte auf dem Pariser Friedhof Montmartre, die seine Büste schmückt, darunter eine Lyra und ein Kranz marmorner Rosen.

„Was wäre der Sommer ohne die Flüge der Schwalben, und was wäre das Land ohne die Gräber der Dichter“, hat Gottfried Benn einmal gefragt. Und viele folgen dem Ruf der toten Dichter und ziehen zu ihren Grabstätten. So mancher wird stumm Zwiesprache halten. Der Schriftsteller Günter Kunert schreibt in einem Essay über die Sterblichkeit der Dichter: „... wir wären ärmer ohne diese Gräber mit ihren manchmal merkwürdigen Erinnerungsbildern, es würde uns etwas fehlen: vielleicht die Bestätigung eines uns berührenden Seins, auch eines uns betreffenden Memento mori. Denn das Vergessen ist eine allgegenwärtige und unvergleichliche Macht, gegen die allein die Dichter, die Schriftsteller, überhaupt Künstler bis zu einem gewissen Grade gefeit zu sein scheinen. Daß just ihr Nachleben dauernden Bestand hat, liegt sicher daran, daß sie als individuelle Vermittler aufgetreten sind: als Vermittler zwischen dem, was wir ‚das Leben‘ nennen, und unserer mehr oder weniger bescheidenen Existenz. Wir sind fähig, durch die von ihnen, den Berühmtheiten, hinterlassenen Werke unser eigenes Dasein zu erweitern, es über den Status bloßer irdischer Anwesenheit hinauszunehmen – um nicht zu sagen: zu transzendieren. Darin liegt die Größe der Literatur.“ Nachzulesen ist der Text von Kunert in einem bei Gerstenberg herausgekommenen Buch von Peter Andreas: **Im letzten Garten – Besuch bei toten Dichtern** (208 Seiten, etwa 120 Fotos in Duplex, gebunden mit Schutzumschlag, 24,90 Euro, zu bestellen beim PMD). Andreas hat rund 120 Gräber großer Dichterinnen und Dichter aufgesucht, ist dafür durch Europa gereist und hat seine Eindrücke mit der Kamera festgehalten. Neben die Fotos hat er Texte der Toten gestellt: Aphorismen, Gedichte, Ausschnitte aus Erzählungen, Romanen, Schauspielen und Briefen. Diese Texte über den Tod, das Werden und Vergehen sind so vielseitig wie die Auswahl der Dichterinnen und Dichter. Petrarca und Shakespeare, Klopstock und Lessing, Schiller und Goethe, Eichendorff und Fontane, E.T.A. Hoffmann und Arno Holz, Thomas und Heinrich Mann, Shelley und Keats, Gogol und Tolstoi – allein diese Reihe liest sich wie eine europäische Literaturgeschichte. Dieser Bildband regt an, die Gräber der Großen selbst einmal aufzusuchen, vor allem aber ihre Werke wieder einmal zu lesen. *os*

Mangel an Möglichkeiten zum Baden

Von Manuela Rosenthal-Kappi

Zehntausende zieht es bei sommerlichen Temperaturen im Königsberger Gebiet hinaus an den Ostseestrand oder an die Ufer der Seen und Flüsse. Doch vielerorts finden sie aufgestellte Holzschilder mit der Aufschrift „Baden verboten“. Es gibt weder Umkleidekabinen, Toiletten oder Bademeister, dafür jede Menge leere Flaschen, Konservendosen und anderen Müll. Die Erholungsuchenden kümmert das wenig. Sie baden trotzdem, machen Feuer am Strand, lassen ihren Müll liegen.

Dieses düstere Bild trafen Journalisten der „Kaliningradskaja Prawda“ an, als sie eine Reportage über die Eröffnung der diesjährigen Badesaison schreiben wollten.

Zwischen Rauschen und Cranz herrsche völliges Durcheinander, schreiben sie. Die Königsberger, die es seit Jahren gewöhnt sind, am Wochenende an die Küste zu fahren, nach Strobjehnen beispielsweise oder Weischkitten, lassen ihre Autos nachlässig geparkt dort stehen und machen sich zu Fuß auf, um an den Strand zu gelangen. In der Nähe von Peyse versuchen viele Königsberger ihr Glück, wobei sie von dort herumlungernden Alkoholikern gestört werden.

So ähnlich sieht es fast überall im Gebiet aus. Es gibt kaum gepflegte Badeanstalten oder Seebäder. Die Städte Labiau und Tilsit sowie eine Reihe von Dörfern hatten sich zwar auf die Badesaison vorbereitet, indem sie Umkleidekabinen und Toilettenhäuschen aufgestellt, tonnenweise Müll weggeschafft hatten, aber selbst dort, wo es Bademeister gibt und jemand verantwortlich für die Badeorte zeichnet, liegen zerschlagene Flaschen, Spritzen und anderer Unrat herum.

In Ragnit wurde ein für die Badeorte Verantwortlicher für die Unordnung zur Rechenschaft gezogen, andernorts hielt sich jedoch niemand für verantwortlich. Mitarbeiter der Stadtorganisationen und des Katastrophenschutzes fordern einheitliche Bedingungen für Badeorte, das heißt, sie sollten zumindest über Umkleidekabinen, Wasserleitungen und Toiletten verfügen. Die Zugangswege müssen frei sein, ein Aufsichtsturm und eine Erste-Hilfe-Station sollten vorhanden sein.

In Insterburg, immerhin eine der größten Städte des Gebiets, gibt es kein einziges Badegewässer, das diesem Standard entspräche. Der Chef der Insterburger Stadtverwaltung, Andrej Winogradow, begründet diesen Mißstand damit, daß dafür das Geld fehle. Für die Einrichtung einer Badeanstalt würden 2,3 Millionen Rubel (rund 67 000 Euro) benötigt. Dementsprechend gibt es in diesem Jahr keine offiziell zugelassenen Bademöglichkeiten in Insterburg.

Die Menschen stört das wenig. Sie baden trotz Verbot in der Angerapp, waschen ihre Autos, lassen ihre Hunde schwimmen, hinterlassen Müll. Vor Jahren gab es schon einmal Umkleidekabinen, das Ufer wurde gesäubert. Nach nur wenigen Wochen waren die Kabinen zerstört und aller mögliche Unrat landete im Fluß. Seitdem wurde der Strand an der Angerapp nicht mehr hergerichtet, weiß Winogradow zu berichten. Die Stadt wolle jedoch versuchen, für die nächste Saison ein Strandbad einzurichten, dann allerdings mit Bewachung, damit die Insterburger, die trotzdem allwöchentlich an die Badeufer strömen, einen Naherholungsort haben.

Tierpark oder Tierhospiz?

Königsbergs Zoo ist ungepflegt, und die Tiere können einem nur leid tun

Von Eberhard Traum

Der Regen vor einer Stunde ist Geschichte. Die Sonne scheint vom Himmel, als wolle sie auch noch die letzte Feuchtigkeit aus dem Boden ziehen. Der Bus spuckt seine Passagiere an der Haltestelle Zoo aus, losrennen wollte aber keiner so recht. Und sogar die Kinder, die es sonst nicht abwarten können, schlurfen vor sich hin. Viele Besucher kommen herüber vom Park um die Luisenkirche, der mit seinen großen Bäumen viel Schatten spendet. Der Besuch des einst so schönen Tiergartens sollte sich zum Trauermarsch durch die Welt der Fauna entwickeln.

Der Eingang des Königsberger Tiergartens ist wenig einladend, zwei Betonpfeiler mit einem verrosteten Stahltor dazwischen. Die Masse hat sich nach Erhalt der Eintrittskarten schnell verteilt. Der Eintrittspreis ist auch für russische Verhältnisse moderat. Für Erwachsene kostet der Eintritt 100 Rubel (knapp drei Euro), was auch in Englisch nachzulesen ist. Einige wissen, wo sie hin wollen, andere stehen da und überlegen.

Eine gewaltige, runde Steinbalustrade mit ein Meter hohen Skulpturen blockiert den Blick in den Tiergarten. Die Figuren erinnern an die sieben Zwerge aus Schneewittchen, manche sehen eher aus wie Schlümpfe.

Sie bilden den oberen Abschluß einer Anlage, die sowohl als Freilufttheater als auch für Tiervorführungen gedient haben könnte. Auf verschiedenen Ebenen, in Hufeisenform, könnten sich Tiere, aber auch Zuschauer einst bewegt haben. Aber in dieser Anlage wurde lange keine Vorstellung mehr gegeben, die heruntergekommenen Bauteile vereinigten sich mit dem Schmutz vieler Jahre aus der Luft von Königsberg. Wildwuchs macht sich in allen Ritzen und Spalten breit. Die Massen traben daran vorbei, denn man möchte ja Tiere sehen und nicht verfallende Bauwerke.

Ein langer Weg unter schattenspendenden Bäumen. Über eine Schlucht, auf deren Grund ein Rinnsal seinen Weg sucht, erreichen die Kinder das erste Gehege. Nun laufen sie auch schneller, erwartungsfroh. Einige Enten und ein Schwan sitzen da und streiten nicht um den Brocken, der ihnen hingeworfen wurde. Auch die drei Pelikane, die nicht im Wasserbecken ihr Gefieder verschmutzen möchten, bleiben ruhig. Apathie kommt dem Besucher in den Sinn.

Die Hinweisschilder, allesamt in frischen Farben und mit Tiersymbolen versehen, nicht jeder Besucher kann die kyrillischen Schriftzeichen lesen, zeigen an, wo es lang geht.

Bis zum nächsten Gehege oder Käfig dauert es, und man passiert einige leere und heruntergekommene Behausungen von Tieren, die schon lange nicht mehr leben. In einem viel zu kleinen Gehege dösen ein halbes Dutzend heimische Hirsche im Schatten eines Baumes.

Wildwuchs von Flora aller Art, sagen wir mal Unkraut, verdeckt zum Teil die verrosteten Metallteile. Dann endlich – oder lieber nicht – ein kleines Flußpferd in der prallen Sonne, auf sandigem Boden liegend. Ohne Wasser in einem Becken oder wenigstens einer Bodenvertiefung. Die Haut des kleinen Tieres spannt sich, droht fast zu platzen. Mitleid kommt auf. Hilflos blicken sich einige Besucher um, vielleicht einen Tierpfleger zu entdecken, der Hilfe geben könnte. Vergeblich.



Nicht artgerechte Tierhaltung: Affe im Königsberger Tierpark Foto: Traum

Die angekündigte Seelöwenanlage ist verwaist, kein springender Seelöwe, kein Wasser im Becken, die Kacheln abgeplatzt. Vielleicht zieren sie inzwischen ein privates Badezimmer bei einem der Wärter. Es muß sie geben, aber man kann niemanden entdecken. Wapitihirsche, ein paar traurige Antilopen und Ziegen stehen im Schatten einer Linde.

Etwas weiter dringt Juchzen und Kinderlachen um eine Ecke ans Ohr. Da ist was los. Tatsächlich, eine Bärin tollt mit ihrem Jungen in der Felsformation. Die kleine Bodenvertiefung im Betonboden, gefüllt mit Wasser, ist die Spielfläche des kleinen knuffigen Pelztieres. Mutter und Kind genießen die Aufmerksamkeit der vielen Menschen und freuen sich über Mengen von Keksen und Toastbrotscheiben, die schon im Flug gefaßt werden. Übung macht den Meister.

Niemand kann sich dem Charme des kleinen Bären entziehen, und so bleiben die Menschen bewundernd und lange an der Anlage stehen.

Einen weiteren Bewohner des Tiergartens hätte man sich gern erspart. Die Besucher stehen fassungslos davor. Eine betagte Bärenrobbe dreht schnaubend ihre Kreise in dunkelgrünem Wasser, so undurchsichtig wie Tinte. Die fallenden Blätter eines nahestehenden Baums legen sich wie ein Tuch auf die Wasseroberfläche. Andere sind bereits verfault und dicken die Brühe ein.

Die etwa zwei Meter lange Robbe schwimmt immer die gleiche Strecke und in der gleichen Zeit, bis das Tier wieder für zehn Sekunden in der Ecke auftaucht, wo die Zuschauer stehen. Es blickt jedes Mal die Menschen an und brüllt laut, aber sehr heiser. Dann taucht sie wieder ab. Wenn man weiß, daß Robben gesellige Tiere sind, macht die Situation traurig. Aber das wäre noch erträglich. Die tiefen und blutenden Verletzungen am ganzen Körper tun dem Betrachter weh. Es sieht aus wie aufgesprungene Furunkel, von der Größe eines Tennisballs.

Den einen Elefanten im völlig dunklen Verlies haben sich die meisten der Besucher erspart. Schon die Eingangstüren zum Elefantenhaus – es sträubt sich die Feder, den Namen zu benutzen – werden von den Scharnieren gerade noch gehalten.

Die drei Giraffen hatten es vergleichsweise komfortabel im Freien.

Die Tapire daneben weniger, so auf dem trockenen und festgetrampelten Erdreich und gewohnt, feuchten Regenwald unter den weichen Sohlen zu haben. Ohne Wasser und weit weg von artgerechter Haltung.

Aber es gibt auch etwas Erfreuliches, vielleicht ein Fingerzeig in die Richtung einer Veränderung, die einen Tiergarten zum Ziel hat, der zufriedene Tiere und fröhliche Besucher zusammenführt. Positiv ist eine Anlage, die mit Spendengeldern aus England erstellt wurde. Antilopen haben ein ansprechendes Gehege mit winterfestem Haus erhalten.

Einen kleinen Schock bekommen die Zuschauer dann bei den Primaten, den uns so ähnlichen Wesen. Man fühlt sich fast selbst beleidigt, wenn man die Käfige sieht, denn die Affen kann man hinter dem Gitter nur erahnen. Die Käfige sind innen schwarz angestrichen oder der Schmutz von Generationen von Affen läßt sich nicht mehr entfernen.

Als Gitter, und das macht die Sicht auf die Tiere so schwer, dienen starke Eisenstäbe mit einem Durchmesser von etwa 16 bis 20 Millimeter, schwarz gestrichen und in einem Abstand zwischen 30 bis 50 Millimeter. Das Ärmchen eines Jungtieres paßt gerade so dazwischen.

Gut, daß man nicht alle Tiere in ihrem Elend erkennen kann, wenn sie mehr als einen Meter weiter drin im Käfig sitzen. Aber die meisten drücken den ganzen Tag ihr Gesicht an die Stäbe, die schon Spuren hinterlassen haben. Senkrechte Rillen in den Gesichtern zeugen davon. Die traurigen Augen zwischen den Stäben, manchmal zucken die Augenlider, fragen laut nach Hilfe. Sie leben, wie es scheint, in einem Hospiz.

Es fehlt offensichtlich am geeigneten Pflegepersonal, was mit den nicht vorhanden finanziellen Mitteln zu begründen ist. Schlimmer ist die Befürchtung, daß aus dem gleichen Grund nicht genügend Futter gekauft werden kann.

Die Bewertung Tiergarten verdient die gesamte Anlage eigentlich nicht, auch wenn ein weiteres neues Haus im Bau ist. Aber was es beherbergen soll, kann man sich nicht so recht vorstellen. Ein bißchen sieht es nach Gaststätte aus oder Hotel, aber auch ein Verwaltungsbau wäre möglich – für Primaten der anderen Art.

Etwas konsterniert verläßt man den Tiergarten, ohne auf neue Schilder zu achten, die auf Tiere hinweisen. Wahrscheinlich steht man ja doch vor einem leeren Käfig. Im günstigsten Fall. Beim Gang durch die Anlage sucht man wenigstens nach etwas Flora, die mit freundlichen Blüten Farbe ins triste Umfeld bringt. Aber, als ob sich alles gegen heile Umwelt verschworen hat, es zeigt sich nichts. Mitleidig geht man an den Besuchern vorbei, die erwartungsfroh gerade erst ihren Gang, ihren Trauermarsch, durch den Tiergarten beginnen.

MELDUNGEN

Ozeanmuseum neu eingeweiht

Königsberg – Zum Stadtjubiläum hatte Königsbergs Gouverneur Georgij Boos gemeinsam mit seinem Amtsvorgänger Wladimir Jegorow, Königsbergs Bürgermeister Jurij Sawenko und anderen Ehrenbürgern der Stadt zur Einweihung des erweiterten Ozeanmuseums eingeladen. Am Kai der historischen Flotte kommen zu den bisherigen Ausstellungsobjekten nun Exponate im Wasser und an Land hinzu. Im restaurierten ehemaligen Lagerhaus, das zu Beginn des vorigen Jahrhunderts erbaut wurde, entstand ein Ausstellungssaal. Im Obergeschoß können maritime Bilder des Königsberger Künstlers Wladimir Michailowskij und des Memeler Künstlers Edvardas Malinauskas bewundert werden. Das wohl bedeutendste Exponat im Erdgeschoß ist der Rumpf eines Schiffes aus dem 19. Jahrhundert, das im Bernsteinbruch gefunden wurde. Zur Eröffnungsfeier erhielt das Ozeanmuseum ein Geschenk aus der Antarktis, einen prähistorischen Baum mit deutlich erkennbaren Jahresringen sowie eine Versteinerung mit Blättern. Dieses Geschenk überreichte Alexander Schmatow, der an der Expedition des Forschungsschiffs „Akademik Joffe“ teilgenommen und die Ausstellungsstücke selbst in der Antarktis gefunden hatte. *MRK*

Stadtplanung im Umbruch

Königsberg – In Königsbergs Stadtzentrum soll der Prozeß des Ineinanderfließens neuer und alter Architektur fortgesetzt werden. So ist gesetzlich vorgeschrieben, daß auf dem Gelände des 1945 zerstörten Busbahnhofes vor dem Bau des neuen Kultur- und Handelszentrums mit dem Namen „Moskau“ archäologische Untersuchungen durchgeführt werden müssen, da sich auf dem Gelände noch Gebäudereste aus dem 13. Jahrhundert befinden, die nach Möglichkeit bewahrt werden sollen. Bei diesen Ausgrabungsarbeiten stießen die Archäologen kürzlich auf einen Friedhof aus dem 18. Jahrhundert. Acht Gräber entdeckten sie. Nun wollen die Architekten weitere Untersuchungen durchführen, bevor mit dem Neubau begonnen werden kann. Sie versuchen, die Grenzen des Friedhofs zu finden und erwägen die Möglichkeit einer Umbettung der Gräber. Die für die Stadtplanung Verantwortlichen bemühen sich inzwischen um einen behutsamen Umgang mit kulturellen und geschichtlichen Werten. Die sowjetischen Zerstörungen sind inzwischen als Fehler erkannt. So soll zum Beispiel, um die historische Substanz zu wahren, das noch existierende Gebäude des Park-Hotels, das 1929 von dem deutschen Architekten Hans Hoppe am Rande des Schloßteichs errichtet worden ist, städtebaulich in einen noch zu errichtenden Hotelneubau eingebunden werden. Einen ersten Entwurf trug der Architekt Oleg Kuperjadjew dem Stadtplanungsrat vor. Ob die zur Zeit diskutierten Pläne jedoch realisiert werden, steht noch in den Sternen. Bei den Stadtplanern gibt es zur Zeit Unstimmigkeiten zwischen den Vertretern der Idee, das historische Königsberg wiedererstehen zu lassen, und denen, die die heutige russische Bauweise bevorzugen, die sich schneller und billiger bewerkstelligen ließe. In letzter Instanz werden wohl die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel über das zukünftige Antlitz der Stadt entscheiden. *JJ*

MELDUNGEN

Neuer Transformator

Königsberg – Das Umspannwerk „Moskowskij“ des Stromanbieters „Jantarenergo“ erhält einen neuen leistungsfähigen 63 Megawatt-Transformator. Er wird den alten Transformator mit einer Leistung von 40 Megawatt ersetzen. Mit dieser Erneuerung wird das Versorgungsproblem des südlichen Teils von Königsberg, in dem die meisten großen Industriebetriebe angesiedelt sind, möglicherweise bald der Vergangenheit angehören, da dann mehr Strom in das Netz eingespeist werden kann. Die Arbeiten am Umspannwerk sollen planmäßig bis August beendet sein; dann soll der 13 Millionen Rubel (knapp 380 000 Euro) teure Transformator in Betrieb genommen werden können.

Wegen veralteter Technik hatte es im gesamten Königsberger Gebiet in den vergangenen Jahren immer wieder Probleme mit der Strom- und Wärmeversorgung in den Wintermonaten gegeben. „Jantarenergo“, der größte Energielieferant der Exklave, ist bemüht, in der Sommersaison für die Instandsetzung der Rohre und Leitungen zu sorgen. Um dies zu gewährleisten, ist Geld vonnöten. Die kommunalen Dienste als Abnehmer der Strom- und Fernwärmelieferungen hinken mit ihren Zahlungen allerdings hinterher, obwohl sie von ihren Mietern Geld einnehmen. So waren Außenstände in Höhe von über 350 Millionen Rubel (über zehn Millionen Euro) aufgelaufen. Die Konzernleitung entschloß sich deshalb im Mai, gegen säumige Zahler rigide vorzugehen, indem sie zum Beispiel in Königsberg ganzen Wohnblöcken die Strom- und Fernwärmeversorgung abdrehte.

Auch in ländlichen Gemeinden wie Cranz wurden kurzfristig Lieferstopps durchgeführt. Hier betrugen die Schulden 93 800 Rubel (gut 2 700 Euro). Von dieser restriktiven Maßnahme waren auch öffentliche Gebäude wie das Haus der Kultur, die Bibliothek und die Verwaltung betroffen. In Neuhausen betrugen die Verbindlichkeiten 483 900 Rubel (rund 14 000 Euro), so daß „Jantarenergo“ mit der völligen Einstellung der Belieferung drohte.

Milliarden für »Polens Osten«

Warschau / Brüssel – Im Rahmen des Projektes „Polens Osten“ sollen die zur Republik Polen gehörenden Woiwodschaften Ermland und Masuren, Bialystok, Lublin, Kielce und Rzeszow im Zeitraum von 2007 bis 2013 rund 2,2 Milliarden Euro von der Europäischen Union erhalten. 169 Projekte wurden bei den Woiwodschaftsverwaltungen der fünf Regionen bereits eingereicht. Die Mehrzahl der Projekte betrifft die Modernisierung von Straßen und die Entwicklung von Schulen. Bis jetzt ist noch ungewiß, wie das Geld aus diesem Programm verteilt wird. Kriterien für die Verteilung sollen die Einwohnerzahl, das Bruttoinlandsprodukt pro Einwohner, die Höhe der Arbeitslosigkeit und die Bevölkerungsdichte sein. Es wird spekuliert, daß auf Lublin 497 Millionen Euro, auf Rzeszow 465 Millionen Euro, auf Bialystok 385 Millionen Euro, auf Kielce 369 Millionen Euro und auf das südliche Ostpreußen 444 Millionen Euro entfallen. Bis Ende September sollen zu diesem Thema Konsultationen stattfinden. Die endgültige Entscheidung liegt beim Ministerium für Regionalentwicklung.

Deutsche Kultur enttabuisiert

Ewa Gladkowska referierte als Gast des Europäischen Bildungswerks Hessen über aktuelle Trends

Von Eberhard Traum

Frühere, übermalte Kulturschichten – sowohl im wörtlichen wie auch im übertragenen Sinn – dringen sie nicht immer an die Oberfläche? Läßt sich sowohl das neue Bild erhalten wie auch dasjenige, das durch die obere Schicht hindurchscheint? Zum Glück gibt es im menschlichen Zusammenleben keine konservatorischen Nöte. Die Pflege einer früheren und fremden Kulturschicht zeugt vom Können des Erbens, was nach Thomas Mann das Wesen von Kultur darstellt.

Im Rahmen der Seminartage des Europäischen Bildungswerks Hessen e. V. trat in Allenstein die Historikerin Dr. Ewa Gladkowska zum Thema „Gemeinsames deutsch-polnisches Erbe als europäische Aufgabe“ vor die Seminarteilnehmer aus der Bundesrepublik Deutschland. Sie hatte das gemeinsame Erbe der Kunst für ihren Beitrag gewählt.

Obwohl Helmut Kowalewski aus Linsengericht den Vortrag hervorragend aus dem Polnischen übersetzt und den Teilnehmern vorgelegt hatte, traute sich die Referentin und glänzte in deutscher Sprache. Als Einstieg ins Thema brachte Gladkowska das Beispiel: „Die alte Schicht, Gewähr einer Tradition, weckt Vertrauen. Die deutsche Aufschrift ‚Kolonialwaren‘ wird überdeckt durch das polnische ‚Delikatesy‘. Die durchschimmernde alte Bezeichnung beglaubigt das heutige Geschäft.“

Spannend ist die Situation, wie man mit dem kulturellen Erbe in der Republik Polen in den letzten Jahrzehnten umging. Gladkowska betonte, daß Besitz und Nichtbesitz der Heimat zwei Grunderfahrungen der Wirklichkeit seien. „Man muß Wurzeln haben und Flügel. Und man muß es verstehen, sie zu verbinden“, sagte sie.

Eingehend auf die 1990 in Allenstein entstandene Kulturgemeinschaft Borussia, wird auf die Notwendigkeit eines offenen Regionalismus hingewiesen, dessen Fehlen zu Feindschaft führen kann.

Integration und Identität in der Region leisten, ein bewußtes Erleben der kulturhistorischen Landschaft?“

Gladkowska informiert darüber, daß es vor 30 Jahren niemandem in den Sinn kam, nach der Vergangenheit ihres Gymnasiums zu fragen, in dem bis heute das Adam-Mickiewicz-Lyzeum 1 untergebracht ist. Immerhin war es bereits 1877 als königliches Gymnasium gegründet worden. Keiner sagte damals, daß in der Aula das berühmte Werk von Heinrich Gärtner hängt – „Iphigenie auf Tauris“. Eine erste offizielle Schenkung im Leben der Stadt Allenstein. 1894 feierlich aufgehängt, überdauerte es die Zeit.



Hartmut Saenger und Dr. Ewa Gladkowska: Der Seminarleiter vom Europäischen Bildungswerk Hessen dankt der Referentin für ihren in Deutsch gehaltenen Beitrag. Foto: Traum

Die offizielle Kulturpolitik in der Region war von starken Reaktionen gegenüber der deutschen Vergangenheit geprägt. Die neuen Bewohner wollten von der Vergangenheit nichts hören, also gab es auch über die Kultur nichts zu reden, soweit es Deutsches betraf.

Die schon vor 15 Jahren gestellte Frage der Kulturgemeinschaft war: „Können wir uns eine echte

Man bemühte sich, Zeichen der fremden Kultur nicht wahrzunehmen. Heute ist das anders geworden.

Schon 2003, bei der 650-Jahrfeier der Stadt, konnte man Ansichtskarten von Allenstein aus der Vorkriegszeit betrachten. Vieles auf den Darstellungen existiert nicht mehr, wurde vom großen Feuer im Februar 1945 vernichtet, das die Rote Armee entfachte.

Kunsthistoriker übernehmen heute die Rolle des Übersetzers der Sprache einer fremden Kultur und der Vergangenheit in die Gegenwart. Inzwischen werden viele historische Gebäude rekonstruiert oder restauriert, wie zum Beispiel das Innere der Mikwe (Ritualbad), ein erstes Werk des Allensteiner Architekten und Sohnes der Stadt Erich Mendelsohn.

„Es bleibt zu hoffen, daß es in diesem Teil Europas kein Verwischen und kein Zerstören von Denkmälern fremder Kultur mehr geben wird, gemäß den Kunsthistorikern ein Akt von Unaufgeklärtheit“, betonte die Referentin.

Allenstein und seine Umgebung inspirierte auch die nach dem Krieg hierher zugezogenen Künstler. Einigen von ihnen ist es sogar gelungen, eine Synthese der Multikultur dieses Raumes darzustellen, möglicherweise unbewußt, wie es der Nestor der Allensteiner Maler Hieronim Skurpski über sein Bild „Wachendes Lichtchen“ sagt. Im Vordergrund dieses Bildes ist ein altprußisches Motiv als Hinweis auf die Zeit der Prußen in diesem Landstrich.

„Der Grundsatz, nach einer intensiveren Erinnerungskultur gegenüber einem uns nahen Ort zu suchen, ist heute ein Thema häufiger Überlegungen“, so Gladkowska.

Bei einem Rundgang durch die Stadt wird das Gehörte präsent und die Gewißheit gestärkt, daß es in der kulturellen Szene eine Aufarbeitung gibt, die Deutsche und Polen in diesem Bereich zu einer gemeinsamen Meinung animiert. Über die Pflege des gemeinsamen kulturellen Erbes und die Diskussion über eine lokale Identität, lohnt es sich nachzudenken.

Je mehr die Welt zusammenschrumpft, um so größer ist das Bedürfnis nach einer ganz nahen lokalen Identität. Dabei wächst die Lust vieler Menschen, sich in einem nahen und gut bekannten Raum einzuschließen – der Heimat oder der Familie.

Man muß eben Wurzeln haben und Flügel, und es verstehen, sie zu verbinden!

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied und Familienfreunde,

die WM ist beendet, aber der Ball rollt weiter – auch bei uns. Er rollte in die Vergangenheit und kommt nun zurück in die Gegenwart, denn die Erinnerung von unserm Landsmann **Hans-Georg Leber** an das Länderspiel der deutschen Nationalmannschaft gegen Estland oder Lettland in Königsberg 1938/39 hat ein starkes Echo gefunden, auch andere Landsleute konnten sich an das Spiel – oder vielmehr die Spiele – erinnern. Aber die Zeitzeugen waren damals noch sehr jung, so sind manche Angaben doch etwas ungenau oder lückenhaft. Nun kam ein Schreiben von Herrn Dr. **Hans-Georg Nicolaisen** aus Büsum, der die Spiele zwar persönlich nicht miterlebte, weil er erst 1943 nach Königsberg kam, aber sehr präzise Ausführungen über diese sportlichen Ereignisse geben kann. Das wird nicht nur Herrn Leber interessieren, sondern auch viele anderen Leser, und so bringe ich den Inhalt des Schreibens im Wortlaut:

„Am 13. Oktober 1935 fand in Königsberg ein Fußball-Länderspiel gegen Lettland statt, das von der deutschen Mannschaft mit 3:0 gewonnen wurde. Die Tore schossen Langenbein, Lenz und Panse. Die deutsche Mannschaft spielte in folgender Aufstellung: Jürissen – Stührk, Tiefel – Ruchay, Mathies, Appel – Langenbein, Lenz, Panse, Bökle, Heidemann. Schiedsrichter war der Pole Rutkowski. Ruchay kam von Prussia-Samland Königsberg. Am 29. August 1937 trat die deutsche Mannschaft im Rahmen der WM-Qualifikation in Königsberg gegen Estland an. Das Spiel wurde mit 4:1 gewonnen, die Tore schossen Lehner und Gauchel (je zwei). Die deutsche Mannschaft trat in folgender Aufstellung an: Jacob – Janes, Münzenberg – Rose, Goldbrunner, Schädler – Lehner, Gauchel, Berndt, Szepan, Simetsreiter. Gegen Lettland trat 1935 eine B-Mannschaft an. Gegen Estland fehlten Kupfer und Kitzinger von Schweinfurt 05 und Urban, Schalke 04. Hier täuscht Herrn Lehner die Erinnerung, weil die drei Genannten sonst zur Stammannschaft gehörten.“ Soweit die Ausführungen von Herrn Dr. Nicolaisen, für die ich sehr herzlich danke.



Ruth Geede Foto: privat

Wenn eine doch etwas ausgefallene Frage eine solch fundierte Antwort findet, ist das für mich wie ... na sagen wir mal Schmandschinken. Wobei wir bei unseren ostpreußischen Spezialitäten wären. Kürzlich hatte ich auf Grund einer Anfrage die Dämpfkarbonade erwähnt, und da lief unserer Leserin **Maria Ludwig** richtig das Wasser im Mund zusammen, aber sie wird noch ein paar Monate warten müssen, denn ihr schmeckt dieses typisch ostpreußische Gericht erst dann, wenn es draußen „schubbrig“ ist. Ihr Rezept ist dem meinen sehr ähnlich. Natürlich gehören auch „Gewürzkörner“ dazu, also Piment, und ein Lorbeerblatt. Als Kind hatte Maria Ludwig es „Lorbaßblatt“ genannt, darunter konnte sie sich wenigstens was vorstellen. Ja, so tauchen immer wieder heitere Erinnerungen auf, würzen damit unsere Ostpreußische Familie!

Sehr herzlich bedankt sich das Ehepaar Dörr aus Greifswald, das ein Buch suchte, von dem ich glaubte, daß es kaum zu finden sei. War es aber nicht, denn das Buch „10 Jahre Siedlung Tannenwalde bei Königsberg, Ostpreußen, 1919–1929“ hat unsere Leserin **Irene Rudanowski** – selber aus Tannenwalde! – im Bestand der „Deutschen Bücherei“ in Leipzig gefunden. Jetzt besitzen **Hannelore** und **Horst Dörr** eine Kopie mit 32 Fotos des Königsberger Fotografen **Alfred Turowski** und freuen sich sehr über diese so prompte Erfüllung ihres Wunsches. Auch ein Dankeschön von mir an Frau Rudanowski für die schnelle Hilfe!

Die Erfolgsleiter hat manchmal viele Stufen – auf solch einer ist **Cornelia Thielicke** angelangt, und sie hofft, daß sie dank unserer Hilfe noch höher steigen kann. Bei ihrer Familiensuche ist sie durch unsere Mithilfe entscheidend vorangekommen, wie am Beispiel ihrer Urgroßmutter ersichtlich. Diese, **Ida Strzelski** verehelichte **Szibalski**, war bisher nur als einzelne Person bekannt – jetzt weiß man, daß sie noch zwölf Geschwister hatte! Auch weitere „Kleinigkeiten“ zur Familie sind nun bekannt oder deutlicher verständlich. Aber es ergeben sich noch weitere Fragen, die vor allem Frau Thielickes Ururgroßvater **Gottlieb** betreffen, der sich noch „**Szczybalski**“ schrieb – seine Nachkommen vereinfachten den Familiennamen auf „Szibalski“. Von diesem Ururgroßvater ist nicht bekannt, woher er stammt. Er muß um 1850/60 geboren sein. Mit seiner Ehefrau wohnte er in Altenbude, Kirchspiel Grabowen / Arnswald, Kreis Goldap. Da der Name sehr häufig in der Gegend vorkommt, ist es schwer, die Richtung seiner Herkunft einzugrenzen. Ein weiterer Punkt ist das Fehlen von Angaben der Ehefrauen. Frau Thielicke meint: „Es scheint so, als ob die Zeit sie vergessen hat. Namenseinträge habe ich zwar, aber sonst ist nichts bekannt. Wo kamen sie her, wann wurden sie geboren, wie und wo lebten sie vor der Heirat? Sie hatten viele Kinder und sollten nicht vergessen sein.“ Und deshalb suchen wir nun Aufklärung über die Herkunft folgender Frauen aus der Ahnenliste von Frau Cornelia Thielicke:

Auguste Jeszionowski, * 1854 in Rothenbude, Kirchspiel Grabowen, † 1885, erste Ehefrau von **August Strzelski**, * 1847 in Kersken, † 1920 in Großduneyken, Kirchspiel Grabowen. Nach ihrem Tod heiratete er **Anna Sagowski**, von der sämtliche Angaben fehlen. Wie auch von **Lotte Saborowski**, Ehefrau von **Friedrich Deyda**, * 1813 im Kreis Marggrabowa / Treuburg, und **Anna Dorothea Bublowna**, verheiratet mit **Thomek / Thomas Deyda**, * 1785 in Dopen, † in Marggrabowa. Noch weiter in die Vergangenheit zurück führt die Suche nach **Anorta Nowot(rat)kowna**, der Ehefrau von **Woytek / Albrecht Deyda**, * 1750 in Marggrabowa. Von **Lovice Lippke** weiß man wenigstens die Daten: * 1807 in Kersken, dort 1872 verstorben, verheiratet mit **Gottlieb Strzelski**, * 1807, † 1872 in Kers(ch)ken. Ob die Suche nach den nur namentlich bekannten Frauen Erfolg hat, wage ich zu bezweifeln. Aber vielleicht kommt die Familienforscherin doch noch eine Stufe weiter, wenn sich Landsleute melden, die diese genannten Namen auch in ihrer Familie haben (Cornelia Thielicke, Bachstraße 20 in 99438 Bad Berka, E-Mail: MFidi@aol.com).

Eure

Ruth Geede

Ruth Geede



ZUM 97. GEBURTSTAG

Jerwin, Helene, geb. Kayma, aus Ortelsdorf, jetzt Rothesteinstraße 42, 37242 Bad Soden-Allendorf, am 23. Juli

Kutrieb, Helene, aus Ortelsburg, jetzt Göhlerstraße 43, 23758 Oldenburg, am 19. Juli

Rinio, Emilie, geb. Mrotzek, aus Grabnick, Kreis Lyck, jetzt Hinter der Mühle 22, 77974 Meißenheim, am 20. Juli

ZUM 95. GEBURTSTAG

Manstein, Friederike, geb. Konatzka, aus Ortelsburg, jetzt 77er Straße 33, App. 133, 29221 Celle, am 18. Juli

Winkelmann, Amanda, geb. Ablas, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Berliner Straße 5, 18311 Ribnitz-Damgarten, am 1. Juli

ZUM 94. GEBURTSTAG

Diesmann, Erna, geb. Wannowius, aus Heilsberg, Kirchentorstraße 34, jetzt Zu den Badstuben 1, 04451 Borsdorf, am 19. Juli

ZUM 93. GEBURTSTAG

Belgard, Gundula, geb. Schierning, aus Wehlau, Kirchenstraße, jetzt Stettiner Straße 40, 22880 Wedel, am 20. Juli

Jedamski, Walter, aus Neidenburg, jetzt Rentweg 3, 63571 Gelnhausen, am 19. Juli

Thoms, Erich, aus Tapiau, Kreis Wehlau, jetzt Büchnerweg 11, 12489 Berlin, am 23. Juli

ZUM 92. GEBURTSTAG

Arndt, Hulda, geb. Hill, aus Eisenberg, Kreis Heiligenbeil, jetzt Groß Kleiner Weg 4, 18109 Rostock, am 21. Juli

Glagau, Erich, aus Königsberg, Gartenstraße 57, jetzt Beethovenstraße 14, 34225 Baunatal, am 17. Juli

Kurschat, Meta, aus Iwenheide, Kreis Elchniederung, jetzt Schillingstraße 25, 13403 Berlin, am 23. Juli

Lettau, Herta, geb. Stadie, aus Rumeyken, Kreis Lyck, jetzt Waldstraße 31, 29525 Uelzen, am 20. Juli

Piepereit, Emma, aus Lyck, jetzt Tanneneck 3, 24816 Hamweddel, am 20. Juli

Stief, Ella, geb. Bartsch, aus Tapiau, Rohsestraße, Kreis Wehlau, jetzt Grelleweg 17, 28277 Bremen, am 18. Juli

Stutzke, Hedwig, geb. Rimkus, aus Rautersdorf, Kreis Elchniederung, jetzt Immenweg 9, 30938 Burgwedel, am 18. Juli

Treuke, Anna, geb. Doemke, aus Groß Weißensee, Kreis Wehlau, jetzt Bahnhofstraße 8 A, 89616 Rottenacker, am 21. Juli

Zander, Erich, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt Fürstenbrünnchen 25, 51429 Berg.-Gladbach, am 21. Juli

ZUM 91. GEBURTSTAG

Engel, Martha, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Bundesallee 198 A, 10717 Berlin, am 23. Juli

Gahre, Wanda, geb. Keil, aus Wildwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Weidendamm 4, 31303 Burgdorf, am 17. Juli

Meyer, Hedwig, geb. Krause, aus Ortelsburg, jetzt Sonnenweg 11, 30453 Hannover, am 23. Juli

Pahl, Elfriede, aus Nassawen, Kreis Ebenrode, jetzt Aalborgstraße 2, 24768 Rendsburg, am 10. Juli

Saborowski, Bruno, aus Bergensee (Pietzarken), Kreis Angerburg, jetzt Elsässer Straße 53, 26121 Oldenburg, am 17. Juli

ZUM 90. GEBURTSTAG

Baltruweit, Herbert, aus Wartenhöfen, Kreis Elchniederung, jetzt Schwerinstraße 6, 32425 Minden, am 17. Juli

Bock, Hildegard, geb. Seel, aus Lyck, Abbau, jetzt Mühlentorstraße 51, 14770 Brandenburg, am 19. Juli

Bönkost, Horst, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Wittenberger Straße 19, 32584 Löhne, am 18. Juli

Grabowski, Wilhelm, aus Langenhöh, Kreis Lyck, jetzt Echoerstraße 50, 42369 Wuppertal, am 18. Juli

Kleemann, Hildegard, geb. Stanko, aus Lyck, jetzt Mainzer Straße 86 a, bei Irmgard Gottlieb, 56075 Koblenz, am 18. Juli

Seifert, Charlotte, geb. Peda, aus Gr. Stürlack, Kreis Lötzen, jetzt Schkeuditzer Str. 16, 06184 Ermlitz, am 23. Juli

Sohn, Gertrud, geb. Kneiding, aus Fließdorf, Kreis Lyck, jetzt Neuer Weg 20, 45731 Waltrop, am 18. Juli

ZUM 85. GEBURTSTAG

Ameln, Renate von, geb. Wohlgethan, aus Heiligenbeil, Königsberger Straße 10, jetzt Dalandweg 25, 12167 Berlin, am 14. Juli

Bahr, Günther, aus Langendorf, Podollen, Kreis Wehlau, jetzt Schäferkamp 17, 25596 Wacken, am 18. Juli

Baltrusch, Walter, aus Lyck, Soldauer Weg 11, jetzt Neuwerkweg 2, 27755 Delmenhorst, am 19. Juli

Baumgarten, Christel, geb. Beinert, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Weverstraße 54, 13595 Berlin, am 22. Juli

Bräuning, Elli, geb. Acktun, aus Schillenberg, Kreis Wehlau, jetzt Alte Dorfstraße 19, 24214 Lindhöft-Noer, am 21. Juli

Faßbender, Edith, geb. Enstipp, aus Rehwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Archenholzstraße 34, 22117 Hamburg, am 17. Juli

Gebert, Marianne, aus Angerburg, jetzt Plöner Straße 55, 23701 Eutin, am 23. Juli

Hochmann, Charlotte, geb. Teschner, aus Wolitta, Kreis Heiligenbeil, jetzt Lerchenstraße 8, 58455 Witten, am 14. Juli

Hoffmann, Susi, geb. Demant, aus Schenkenhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Hüttemannstraße 49, 44137 Dortmund, am 14. Juli

Kikel, Hildegard, geb. Fahle, aus Heiligenbeil, Rotgerberstraße 9, jetzt Dechtower Weg 30 c, 16833 Fehrbellin, am 8. Juli

Klein, Emmi, geb. Ollech, aus Kukukswalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Clausewitzallee 5, 29633 Munster, am 21. Juli

Koch, Irmgard, geb. Lamm, aus Königsberg, jetzt Kuplitzerstraße 7, 23570 Travemünde, am 10. Juli

Kowalewski, Fritz, aus Funken, Kreis Lötzen, jetzt Murgtalstraße 23, 76448 Durmersheim, am 17. Juli

Krutinat, Hans, aus Wicken, Kreis Ebenrode, jetzt Fühsering 1, 31226 Peine, am 11. Juli

Kühn, Hans. Aus Lyck, Morgenstraße 4, jetzt Olmöhlenstraße 2, 25791 Linden, am 22. Juli

Kurtz, Edeltraut, geb. Liebich, aus Prostken, Kreis Lyck, jetzt Maarschnerstraße 40, 22081 Hamburg, am 23. Juli

Lehmann, Elfriede, geb. Bartoschewitz, aus Lyck, Blücherstraße 5, jetzt Celler Straße 85, 30161 Hannover, am 19. Juli

Lintaler, Helga, geb. Bolz, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Hopfenweg 2, 34260 Kaufungen, am 19. Juli

Möller, Erna, geb. Gayko, aus Nußberg, Kreis Lyck, jetzt c/o Ev. Altersheim, Luli von Strauß und Torney 16, 31675 Bückeburg, am 19. Juli

Nachtweh, Gertrud, geb. Reimann, aus Heiligenbeil, Klosterstraße 3, jetzt Schanzenberg 18, 23843 Bad Oldesloe

Niewind, Adelheid, geb. Schwabe, aus Bruchhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Meckelstraße 2, 42285 Wuppertal, am 19. Juli

Risch, Helene, geb. Stiebel, aus Auersberg, Kreis Lyck, jetzt Schleizerstraße 8, 07549 Gera / Lusan, am 11. Juli

Rothenburger, Brigitte, geb. Klebs von Halle, aus Fransken, Kreis Ortelsburg, jetzt Anton-Schuster-Straße 12, 96052 Bamberg, am 17. Juli

Tschirner, Vera, geb. Junckmischke, aus Ebendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Tiefgrubener Straße 41, 99438 Bad Berka, am 17. Juli

Wellerdt, Lydia, aus Heinrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt 87-2nd AVE Kitchener, Ont. N2C 1N4, am 20. Juli

Zielinski, Gerda, geb. Kutz, aus Schönhofen, Kreis Treuburg, jetzt Am Fliederbogen 8, 24980 Schafflund, am 23. Juli

ZUM 80. GEBURTSTAG

Alwardt, Waltraud, geb. Wenda, aus Mensguth, Kreis Ortelsburg, jetzt Nehringen 8, 18513 Grammendorf, am 22. Juli

Assmus, Rosemarie, geb. Stern, aus Ortelsburg, jetzt Poolstraße 16, 20355 Hamburg, am 21. Juli

Balzer, Kurt, aus Ortelsburg, jetzt Bonhoefferstraße 6, 46244 Bottrop, am 19. Juli

Bayer, Ursula, geb. Kampf, aus Gerdauen, jetzt Lüpertzender Straße 89, 41061 Mönchengladbach, am 20. Juli

Beck, Ruth, geb. Kelch, aus Karkeln, Kreis Elchniederung, jetzt Zum Kreimertsberg 3, 66663 Merzig, am 19. Juli

Duszny, Emil, aus Stosnau, Kreis Treuburg, jetzt Quellenstraße 49, 45481 Mülheim, am 21. Juli

Fechner, Gustel, geb. Blumenstein, aus Kutzburg, Kreis Ortelsburg, jetzt Emschertalstraße 29, 44575 Castrop-Rauxel, am 19. Juli

Fehling, Elisabeth, geb. Tchorz, aus Kornau, Kreis Ortelsburg, jetzt Am Langen Siepen10, 42857 Remscheid, am 18. Juli

Förthmann, Rosemarie, geb. Neumann, aus Eiserwagen, Kreis Wehlau, jetzt Vossmoor 23, 25436 Moorrege, am 18. Juli

Gawehn, Horst, aus Jägerhöh, Kreis Elchniederung, jetzt Allerweg 22, 30851 Langenhagen, am 18. Juli

Grigoleit, Helmut, aus Lerchenborn, Kreis Ebenrode, jetzt Bozener Straße 69, 49082 Osnabrück, am 21. Juli

Hartwich, Karl, aus Neu Schiemanen, Kreis Ortelsburg, jetzt Burenhofsweg 11, 40822 Mettmann, am 19. Juli

Glückwünsche
Fortsetzung auf Seite 16

»Wer die Heimat in sich trägt ...«

Die diesjährige Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen fand im Ostheim in Bad Pyrmont statt

Von Uta Lüttich

Die Bundesvorsitzende der ostpreußischen Frauenkreise, Uta Lüttich, eröffnete die Arbeitstagung der Landesfrauenleiterinnen mit dem Spruch: Wer die Heimat in sich trägt, weiß sich in der Welt geborgen". Ganz besonders herzlich begrüßte sie Ruth Geede, die „Mutter der ostpreußischen Familie" und Preußenschildträgerin, die Anfang des Jahres ihren 90. Geburtstag feiern konnte. Frau Geede bereicherte die Tagung mit einer mehrstündigen Lesung aus ihren Werken. So wie sie es sich einst als Trümmerfrau vorgenommen hatte, so räumt sie auch heute noch seelische Trümmer auf. Sie würzte die Lesung mit Geschichten und Anekdoten aus ihrem reichhaltigen Leben, die eine große Verbundenheit mit der Heimat offenbaren, die tiefe Wurzeln hat. In ihren Gedichten und Geschichten spürten die gebannt lauschenden Zuhörerinnen, daß Herz und Gefühl mitschwingen. Besonders freuten sich die Damen über den Vortrag von einigen Gedichten in ostpreußischem Platt, die sie auswendig rezitierte. Der Satz des Dichters Walter Scheffler „Ich trag meiner Heimat Gesicht" trifft auf sie in ganz besonderem Maße zu.

Uta Lüttich leitete die Arbeitsberichte der Landesfrauenleiterinnen mit Gedanken zu Worten von Johann Gottfried Herder ein: „Wenn wir nicht selbst oder die Gemeinschaft die Kraft zur Erinnerung an unsere Herkunft aufbringen und damit nicht zur Wahrheit unserer Geschichte beitragen, wird es niemand für uns tun." Vor mehr als 60 Jahren, bereits 1944, setzten Flucht und Vertreibungen aus unserer Heimat Ostpreußen ein, sie dauerten bis 1948, als auch der letzte Deutsche aus dem Königsberger Gebiet vertrieben war. Im südlichen Ostpreußen, vertrieben die Polen auch noch Anfang der 50er Jahre alle Deutschen, die sich trotz massivem Druck weigerten, die polnische Staatsangehörigkeit anzunehmen. Als die polnischen Machthaber aber merkten, daß ihnen die Deutschen als Arbeitskräfte fehlten, schließlich hatten sie als Sieger das Land besetzt,

Völkerverständigung steht im Mittelpunkt

wurden die noch verbliebenen Deutschen zwangs-polonisiert.

Heutzutage steht mehr und mehr die Völkerverständigung im Mittelpunkt der aktiven landsmannschaftlichen Arbeit. Seit der politischen Wende konnten im polnisch verwalteten Teil Ostpreußens 23 Deutsche Vereine unter dem Dachverband der Landsmannschaft mit insgesamt rund 12 000 Mitgliedern gegründet werden. Im Memelland sind es zwei Vereine in Memel und Heydekrug. Den dort lebenden Landsleuten wird von der Landsmannschaft Ostpreußen auch heute noch ideelle und materielle Hilfe zuteil.

Im heutigen Königsberger Gebiet sind die Lebensverhältnisse immer noch sehr schlecht. Die Kreisgemeinschaft Goldap hat eine Paten- Bruderhilfsaktion in Tollmingen, Gawaiten, Pabbeln und Groß-Rominten aufgebaut. Uta Lüttich hat durch Vermittlung der Landesfrauenleiterin Berlin, Marianne Becker, die Patenschaft für eine Frauengruppe in Tollmingen übernommen und unterstützt diese jährlich mit einem bestimmten Betrag. Jeder kleine Betrag ist hilfreich. Weitere Paten oder Spender werden dringend gesucht.

Nach dem Arbeitsbericht der Bundesvorsitzenden, in dem sie einen Überblick gab über die gegenwärtige Situation der Landsmannschaft Ostpreußen mit Gedanken zu neuen Strukturen der Landesgruppen sowie Informationen zum „Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin, folgten die Berichte der Landesfrauenleiterinnen, aus denen eine Vielzahl von Aktivitäten sprach. Spontan schloß sich an die Berichte eine Bestandsaufnahme an in der festgestellt wurde, daß 15 Landesfrauenleiterinnen vertreten in 15 Bundesländern rund 3 700 Frauen betreuen, die regelmäßig an den monatlichen Veranstaltungen ihrer Frauengruppen teilnehmen. Die ostpreußische Kultur ist Teil der gesamten deutschen Kultur und unserer Identität. Die deutsche Vergangenheit Ostpreußens wird in den Frauengruppen durch Vorträge über Geschichte und Kultur, bedeutende Persönlichkeiten der Geistes- und Kulturwissenschaften, Brauchtum, ostpreußisches Platt und Mundart, ostpreußisches Liedgut und Volkstänze sowie textile Volkskunst vermittelt und weitergegeben. Darüber hinaus wurde über die Bedeutung der Deutschen Vereine in Ostpreußen diskutiert. Die Erinnerung an die deutsche Vergangenheit Ostpreußens stirbt nur dann nicht, wenn sich Kinder, Enkel und Mitbürger in Deutschland und in der Heimat für die Kultur und Geschichte Ostpreußens interessieren.

Es folgten anschließend zwei Vorträge die sich mit der Vergangenheit beschäftigten.

Dora Arnold, die Landesfrauenleiterin Sachsens; „Als wir ankamen... Flüchtlinge und Vertriebene in Sachsen 1945-1949." Die offizielle Bezeichnung in der SBZ („Sowjetisch Besetzte Zone") und in der DDR war „Umsiedler". Von den fast 4,5 Millionen Flüchtlingen und Vertriebenen, die in der sowjetischen Besatzungszone untergebracht werden mußten, nahm Sachsen mehr als eine Million auf. In der Stadt Leipzig betrug ihr Anteil rund 15 Prozent, in Görlitz 38 Prozent. Dies veränderte die Bevölkerungsstruktur nachhaltig. Jeder vierte spätere DDR-Bürger war entweder selbst Flüchtling oder Vertriebener oder deren Nachkomme. Außerdem verschob sich die religiöse Zusammensetzung der Bevölkerung, d. h. in die nahezu rein protestantischen Gebiete der SBZ kamen zahlreiche Katholiken aus dem ostpreußischen Ermland, Schlesien, Ungarn, und aus den Sudetengebieten.

Nach Rückzug der amerikanischen und dem Einmarsch der sowjetischen Truppen Anfang Juli 1945 mußte eine kontinuierliche Versorgung erst mühsam aufgebaut werden. Erst später wurde in der gesamten SBZ ein einheitliches Lebensmittelkartensystem eingeführt.

Zunächst war versucht worden, das Land Sachsen auf Grund seiner Ernährungslage und traditionellen Wohnraumknappheit und den zerstörten Städten von der Ansiedlung von Flüchtlingen auszunehmen. Vom Alliierten Kontrollrat wurde im März 1946 das Gesetz Nr. 18, das sogenannte Wohnraumgesetz", erlassen, aufgrund dessen Zwangseinweisungen in privaten Wohnraum durchgesetzt wurden. Nach den Anordnungen des Alliierten Kontrollrates wurde die allgemeine Arbeitspflicht für Männer zwischen 16 und 60 Jahren und für Frauen zwischen 16 und 45 Jahren eingeführt. Für die Flüchtlinge, die zum großen Teil aus landwirtschaftlich geprägten Regionen kamen, war es schwer in Sachsen, einem Land mit weit entwickelter Industrie, einen beruflichen Neuanfang zu finden.

Besonderes Leid durch Flucht und Vertreibung erfuhren die Kinder. Viele hatten ihre Mütter verloren, die Väter befanden sich meist in Kriegsgefangenschaft oder waren gefallen. Viele Flüchtlingskinder kamen nach monate- oder gar nach jahrelangem Umherirren in irgendeinem Auffanglager an, in Sachsen war es das Kinderlager in Bischofswerda. Nicht nur der Hunger und die Unterbringung in beengten Wohnverhältnissen brachten Probleme mit sich, auch durch den jahrelangen Ausfall des Schulunterrichts waren die Kinder der Flüchtlinge gegenüber den einheimischen Kindern benachteiligt.

4,5 Millionen »Umsiedler« in der SBZ

Karla Weyland, Landesfrauenleiterin Hessen, „Die Mennoniten in Westpreußen und ihre Köstlichkeiten aus Danzig und Tiegenhof". 1525 wurde in der Schweiz die Bewegung der Taufgesinnten geboren. Sehr schnell griff diese Bewegung über den Rhein nach Norden über. Die Niederlande gehörten zu dieser Zeit durch Erb-ansprüche zu Spanien, die diese Bewegung mit der ganzen Schärfe der spanischen Inquisition bekämpften. Menno Simons, ein Bauernsohn aus Friesland wurde schnell zur führenden Persönlichkeit und seine Anhänger nannten sich nach ihm „Mennoniten". Er predigte unermüdlich die Ablehnung jeglicher Gewalt. Viele Mennoniten verließen ihre Heimat. So kamen auch 1543 die ersten Mennoniten im Danziger Werder an. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts durften sie sich nur mit der Bortenweberei, Färberei und der Branntweinherstellung beschäftigen.

1776 kaufte Peter Stobbe ein kleines Geschäft in Tiegenhof „mit allem, was Hauß und derzelben Freyheit und Brandtwein Gerechtigkeit gehöret". Er braute einen besonderen Branntwein – den Machandel. Schon bald war er bekannt und als die „Getreuen von Elbing" im Jahre 1894 eine Huldigungsfahrt zum Fürsten Bismarck unternahmen, überreichten sie ihm einige Flaschen des hundertjährigen Machandels. „Durchsichtig wie Luft, klar wie des Wassers Fluten. Die Erde gab Wacholderduft, das Feuer edle Gluten!".

1598 erhielt Ambrosien Vermöllen, ebenfalls ein eingewanderter Mennonit, die Erlaubnis, sich in Danzig niederzulassen. Er produzierte im Hause „Lachs" in der Breitgasse "Danziger Güldenwasser". Später kamen noch andere Köstlichkeiten dazu, so der Kurfürst, Krambambuli, Pommerantze und viele andere. Bald erlangten die Erzeugnisse Weltruhm und viele Schriftsteller brachten die Danziger Liköre in die Literatur ein: unter anderem Gotthold Ephraim Lessing, Heinrich v. Kleist, E.T.A. Hoffmann, Theodor Fontane, Gerhart Hauptmann oder Else Faber v. Bockelmann.

Glückwünsche
Fortsetzung

Hein, Siegfried, aus Rhein, Kreis Lötzen, jetzt Dorfstraße 13 A, 24214 Großkönigsförde, am 19. Juli

Heitger, Gertrud, geb. Grube, aus Labiau, Jahnstraße 4, jetzt Heilbronner Straße 19, 28816 Stuhr, am 14. Juli

Heybowitz, Horst, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Habichtsweg 21, 33104 Paderborn, am 19. Juli

Hofmeister, Anneliese, geb. Neumann, aus Balga, Kreis Heiligenbeil, jetzt Kiebitzweg 28 A, 27607 Langen, am 14. Juli

Jankowski, Alfred, aus Schwenten, Kreis Angerburg, jetzt Goethestraße 13, 55291 Saulheim, am 12. Juli

Käding, Walter, aus Gründann, Kreis Elchniederung, jetzt Am Hartenknapp 3, 34516 Vöhl-Dorfitter, am 21. Juli

Kallabis, Irmgard, geb. Zimmermann, aus Treuburg, jetzt Frankenstraße 11, 97204 Höchberg, am 23. Juli

Kirstein, Karl-Heinz, aus Neidenburg, Osterode, jetzt Schäferberg 18, 06406 Bernburg, am 20. Juli

Klingbeil, Eva Maria, geb. Kempf, aus Ostseebad Cranz, Kreis Samland, jetzt Brahmstraße 20, 23556 Lübeck, am 17. Juli

Koszinna, Ernst, aus Lötzen, jetzt Am Wasserturm 8-14, 40668 Meerbusch-Lank, am 18. Juli

Kühn, Lieselott, geb. Simon, aus Schanzenort, Kreis Ebenrode, jetzt E.-v.-Repgow-Str. 8, 38820 Halberstadt, am 6. Juli

Kutzbora, Martha, aus Maljienen, Kreis Lyck, jetzt Elswigstraße 66a, Wohng. 32, 23562 Lübeck, am 21. Juli

Malinski, Gerhard aus Inse, Kreis Elchniederung, jetzt Timm-Kröger-Straße 26, 21680 Stade, am 18. Juli

Meister, Lieselotte, geb. Boseniuk, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Teinerstraße 10, 44379 Dortmund, am 20. Juli

Olschewski, Elisabeth, geb. Danielzik, aus Grünwalde, Kreis Ortelsburg, jetzt Westwall 1, Seniorenheim, 46284 Dorsten, am 23. Juli

Perret, Christel, geb. Bindzus, aus Lenzendorf, Kreis Lyck, jetzt Eichenweg 5, 27607 Langen, am 17. Juli

Pollrich, Edith, geb. Massat, aus Lengfriede, Kreis Ebenrode, jetzt Herrnstraße 29, 63179 Obertshausen, am 2. Juli

Reichelt, Brunhild, geb. Liedtke, aus Pregelswalde, Kreis Wehlau, jetzt Goldbach 24, 34560 Fritzlar, am 22. Juli

Rohde, Wolf, aus Lyck, jetzt Lindenallee 13, 53173 Bonn, am 22. Juli

Schuldt, Ella, geb. Gubler, aus Parnehnen, Kreis Wehlau, jetzt Am Berge 20, 21629 Neu Wulmstorf, am 19. Juli

Schulz, Maria, aus Gr. Rautenberg, jetzt Antoinettenstraße 14, 06844 Dessau, am 18. Juli

Skorzenski, Ernst, aus Gr. Krösten, Kreis Lötzen, jetzt Geschwister-Scholl-Str. 37, 73732 Esslingen, am 18. Juli

Sokoll, Siegfried, aus Althöfen, Kreis Sensburg, jetzt Auf dem Grießen 113, 41515 Grevenbroich, am 17. Juli

Strauss, Hans, aus Königsberg, jetzt Baumschulenweg 10, 28865 Lilienthal, am 17. Juli

Unger, Martha, geb. Baranowski, aus Dietrichsdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Nachtigallenweg 6, 27777 Ganderkesee, am 20. Juli

Wienandt, Brunhild, geb. Horn, aus Wehlau, Wattlau, jetzt Waldweg 38, 29328 Faßberg, am 23. Juli

Wnuck, Harri, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Erlengrund 8, 24119 Kronshagen, am 21. Juli

zur Goldenen Hochzeit

Beutler, Walter, aus Insterburg, Cäcilienstraße 16, und Frau Christel, geb. Grönke, aus Königsberg-Ponarth, Ponarther Bergstraße 5, jetzt Heideweg 4, 27432 Bremervörde, am 19. Juli

Pohl, Alfred, aus Maleiken, Kreis Goldap, und Frau Edith, geb. Przyborowski, aus Lompönen, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Jenfelder Allee 76, 22045 Hamburg, am 14. Juli

Rimmek, Werner, und Frau Elke, aus Lötzen, jetzt Kirchenstrße 23, 25524 Itzehoe, am 21. Juli

Weber, Emil, und Frau Erika, aus Dürrfelde, Kreis Ebenrode, jetzt Im Wiesental 15, 58513 Lüdenscheid, am 14. Juli

Hörfunk & Fernsehen

Sonnabend, 15. Juli, 0.20 Uhr, Arte: Königsberg Is Dead. Dokumentation von 2004.

Sonntag, 16. Juli 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Mittwoch, 19. Juli, 20.40 Uhr, Arte: Welthauptstadt Germania.

Mittwoch, 19. Juli, 22.45 Uhr, ARD: Zwischen Halbmond und Hakenkreuz.

Mittwoch, 19. Juli, 23.30 Uhr, ARD: Wer hat meine Daten?

Freitag, 21. Juli, 20.15 Uhr, 3sat: Schiff der Verdammten – Die Irrfahrt der St. Luis.

Freitag, 21. Juli, 20.40 Uhr, Arte: Die Affäre Dreyfus (1).

Freitag, 21. Juli, 22.25 Uhr, Arte: Die Affäre Dreyfus (2).

Keine Berichte zum Tag der Heimat

Wir bitten um Verständnis, daß aufgrund der Vielzahl der Veranstaltungen zum Tag der Heimat eine Veröffentlichung der Berichte nicht vorgenommen werden kann.

Landsmannschaftliche Arbeit Landesgruppen



Bund Junges Ostpreussen

Vors.: Jochen Zauner Geschäftsstelle: Parkallee 86, 20144 Hamburg, Tel. (0 40) 41 40 08 24, Fax (0 40) 41 40 08 48, E-Mail: knapstein@lm-ostpreussen.de

Bundesvorstand – Sonnabend, 22. Juli, 14 Uhr, 2. Völkerballfest der ostpreußischen Jugend in Lötzen. Programm anfordern unter E-Mail: knapstein@ostpreussen.de. – Sonntag, 23. Juli, 10 Uhr, großes ostpreußisches Sommerfest auf der Feste Boyen in Lötzen. Es werden rund 2000 Teilnehmer aus Ostpreußen und der Bundesrepublik anreisen. – 21. bis 29. Juli, BJO-Freizeit im Kreis Lyck. Lyck, Lötzen, die Masurischen Seen und Danzig stehen auf dem Programm. Informationen unter E-Mail: knapstein@ostpreussen.de. – 23. Juli bis 6. August, Kinderfreizeit in Ottendorf (Kreis Cuxhaven) unter der Leitung der stellvertretenden BJO-Bundesvorsitzenden Aneta Maciag in Kooperation mit der Kreisgemeinschaft Schloßberg (Pillkallen).

BJO-West – Sonntag, 16. Juli, 11 Uhr, „Kleines Ostpreußentreffen" der Landesgruppe NRW auf Schloß Burg. Der BJO ist mit einem Infostand und dem beliebten Café Lorbaß vertreten. Beginn der Veranstaltung: 11 Uhr, Kundgebung: 14 Uhr. Nähere Informationen unter www.kleines-ostpreussentreffen.de.vu



Baden-Württemberg

Vors.: Uta Lüttich, Feuerbacher Weg 108, 70192 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 85 40 93, Geschäftsstelle: Haus der Heimat, Schloßstraße 92, 70176 Stuttgart, Telefon und Fax (07 11) 6 33 69 80

Esslingen – Donnerstag, 20. Juli, 15 Uhr, Treffen im Saal des „Waldheims", Esslingen-Zollberg mit einer Kaffeetafel, anschließend wird ein Videofilm gezeigt. Abends wird noch Gegrilltes gereicht.

Ulm / Neu-Ulm – Sonnabend, 5. August, 14.30 Uhr, Schabbernachmittag in den „Ulmer Stuben".



Bayern

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Tel. (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Augsburg – Sonntag, 23. Juli, Ausflug nach Ellingen und Brombachsee.

Erlangen – Dienstag, 18. Juli, 14.30 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Jugendzentrum Frankenhof, Raum 20.

Fürstenfeldbruck – Freitag, 4. August, 14 Uhr, Treffen der Gruppe im Wirtshaus auf der Lände.

Kitzingen – Der Vorsitzende der Gruppe, Gustav Patz, konnte in diesen Tagen seinen 75. Geburtstag feiern. In den Jahren seines Engagements für die Heimatvertriebenen hat er sich viele Freunde gemacht, so zum Beispiel auch Michael Glos, den deutschen Bundeswirtschaftsminister. Dieser schrieb in einer persönlichen Grußbotschaft an den Jubilar: „Aufgrund Ihres großen Einsatzes für das Gemeinwohl im Beruf wie im Ehrenamt haben Sie sich besondere Verdienste erworben. Als leidenschaftlicher Kämpfer für soziale Anliegen haben Sie sich weithin einen guten Namen gemacht, son denn gerade das Wohlergehen unserer schwächeren und hilfsbedürftigen Mitbürger liegt Ihnen seit jeher am Herzen. Ihre reiche Erfahrung und Ihr Fachwissen machen Sie zum gefragten Ratgeber und Gesprächspartner. Ihr Wort hat Gewicht. Auch die Heimatvertriebenen haben in Ihnen einen starken Fürsprecher für ihre berechtigten Belange. Nicht zuletzt kann auch die CSU seit langem auf Sie zählen. Ihren Geburtstag nehme ich sehr gerne zum Anlaß, um Ihnen für Ihre bemerkenswerten Leistungen für die Gemeinschaft und für Ihre zuverlässige Unterstützung meiner politischen Arbeit aufrichtig zu danken. Es tut gut zu wissen, daß man auf einen starken Rückhalt in der Heimat bauen kann.

Landshut – Dienstag, 1. August, Treffpunkt Minigolfplatz Mitterwöhr.



Brandenburg

Landesvorsitzender: Horst Haut, Oranienburger Chaussee 7, 16515 Schmachtenhagen, Telefon und Fax (0 33 01) 80 35 27. Ehrenvorsitzender: Georg Vögerl, Buggestraße 6, 12163 Berlin, Telefon (0 30) 8 21 20 96, Fax (0 30) 8 21 20 99

Oberhavel – Eine interessante Exkursion nach Wustrau bei Neuruppin, wo sich das Preußenmuseum befindet, unternahmen gemeinsam die Gruppen Weichsel / Wahrte sowie Berlin / Mark Brandenburg. Im Verlaufe der Fahrt war eine Besichtigung des Schlachtfeldes von Hakenberg vorgesehen, wo am 28. Juni 1675 der Große Kurfürst mit 6000 brandenburgischen Reitern die ins Land einfallenden Schweden vertrieb. Einen kurzen Stopp macht man noch im Linum und besuchte dort das Storchen-Museum. Zu diesem Zeitpunkt konnten man schon die Jungstörche auf den Dächern des Ortes bewundern. Bei einer Führung durch das Preußenmuseum wurde die deutsche Geschichte gut verständlich dargelegt. Ein ausgiebiges Mittagessen wurde danach im Landgasthof Hoffmann eingenommen. Ein Teil der Landsleute besuchte den Park mit dem Denkmal des alten Husaren „Zieten" und kehrte in das kleine Dorfmuseum ein. Gegen 15 Uhr trafen sich alle im Café Constanze und erholten sich bei Eisbecher, Kaffee

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 17

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

und köstlichem Kuchen. Gegen 16 Uhr ging es wieder in Richtung Heimat.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Tel./Fax. (0 40) 6 93 35 20.

LANDESGRUPPE

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt 7.30 Uhr, Hamburg-Hauptbahnhof, Kirchenallee. Preis: 72 Euro pro Person im DZ; darin enthalten: Busfahrt, fachkundige Führung auf dem Golm, Kaffee und Kuchen, Abendbuffet, Übernachtung, Frühstücksbuffet. Es sind nur noch wenige DZ frei. Näheres bei Walter Bridszuhn, Telefon (0 40) 6 93 35 20.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 5. September, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

Harburg / Wilhelmsburg – Montag, 31. Juli, 15 Uhr, Heimatnachmittag im Gasthaus Waldquelle, Höpenstraße 88, Meckelfeld. Es wird vom Sommer gesungen und über Erlebnisse im Urlaub erzählt.

WESTPREUSSEN

Norddeutsches Ostpreußentreffen – Am 6. und 7. Oktober findet eine zweitägige Busreise nach Neubrandenburg und zum Golm / Usedom mit Besuch der Gedenkstätte für die Opfer des 12. März 1945 statt. Abfahrt Harburg-ZOB 7.45 Uhr, Hamburg-Kirchenallee 8 Uhr. Übernachtung in Neubrandenburg. Kosten mit Abendessen und Frühstück, Kaffee: 90 Euro im EZ, 77 Euro im DZ. Auskunft und Anmeldung bei Dieter Neumann, Telefon 7 00 92 79.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Erbach – Sonnabend, 15. Juli, 15.30 Uhr, das vorgesehene Treffen im Vereinshaus, Jahnstraße 32, (umfangreiche Vorbereitungen zum Wiesenmarkt) fällt aus. – Sonnabend, 19. August, 15.30 Uhr, das vorgesehene Treffen im Vereinshaus, Jahnstraße 32, (aufgrund der Sommerferien) fällt aus.

Hanau – Mittwoch, 12. Juli, 15 Uhr, Frauennachmittag im Café Menges. – Sonnabend, 22. Juli, 15.30 Uhr, alljährliches Sommerfest in der Sandelmühle, Philipp-Schleißner-Weg 2. Es werden wieder kleine Geschichten und Gedichte zum besten gegeben, auch werden einige Volkslieder gesungen begleitet von Gerhard Holz. Die Tanzgruppe wird drei neue Tänze aufführen. Der Wirt hält Speisen und Getränke bereit, und wie immer wird um eine rege Beteiligung gebeten. – Ewald Okrafka, Ehrenvorsitzender der Gruppe, feierte bei guter Gesundheit seinen 90. Geburtstag. Er fungierte über 20 Jahre als 1. Vorsitzender und Kassierer der Gruppe. Stets hat er den Gedanken an die Heimat wachgehalten, zahlreiche Fahrten nach Ostpreußen organisiert und durchgeführt. Gerne denken die Mitglieder auch an die Gruppentreffen und andere Fahrten zurück. Auch an den Deutschlandtreffen hat er nach Möglichkeit mit seinen Landsleuten teilgenommen. Seit Jahren hat er den Vorsitz im BdV, der den Tag der Heimat und das Erntedankfest ausrichtet. Sport und Gartenarbeit halten ihn fit.

Wiesbaden – Dienstag, 11. Juli, 15 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Haus der Heimat, Wappensaal, Friedrichstraße 35. Es ist ein bunter Nachmittag mit kleinen Erlebnisberichten von Mitgliedern der Frauengruppe vorgesehen. – Donnerstag, 13. Juli, 18 Uhr, Stammtisch im Restaurant Kleinfeldchen, Hollerbornstraße 9. Bitte umgehend anmelden bei Irmgard Steffen, Telefon (06 11) 84 49 38. – Sonnabend, 22. Juli, Sommer-Gartenfest im „Kleingartenverein am Wasserwerk", Erbenheim. Wer am Grillessen und an der Kaffeetafel teilnehmen möchte, melde sich bitte bis zum 16. Juli bei Familie Schetat, Telefon (0 61 22) 1 53 58, an. – „es tönen die Lieder, der Frühling kehrt wieder", unter diesem Motto stand ein literarisch-musikalischer Streifzug durch die erwachende Natur, den Mitglieder der Frauengruppe gestalteten. Mit Gedichten, Geschichten rund um den Frühling stimmten Helga Kukwa, Liselotte Paul, Hannelore Hinz und Ulrich Kories die rund 80 Besucher auf diese holde Jahreszeit ein. Weil auch „Frielingsahnen", „Eine ostpreußische Liebesgeschichte" und natürlich der „Frühjahrsputz" dazu gehören, war auch hiervon in humorvollen Versen zu hören. Mit bekannten Frühlingsliedern erfreute der Frauenchor unter der Leitung von Ehrentraud Gerlach die Besucher und ermunterte zum Mitsingen. Mit „Amazing grace" klang das harmonisch zusammengestellte Programm aus. Alle Mitwirkenden erhielten für Ihre Darbietungen lebhaften Beifall und als Dank einen bunten Frühlingsstrauß.



MECKLENBURG-VORPOMMERN

Vors.: Manfred F. Schukat, Hirtenstraße 7 a, 17389 Anklam, Telefon (0 39 71) 24 56 88

Güstrow – Sonntag, 6. August, findet in Güstrow das 10. Ermländer-Treffen mit dem Apostolischen Visitator, Msgr. Dr. Lothar Schlegel, statt. Beginn ist um 12 Uhr mit der heiligen Messe in der St.-Mariä-Himmelfahrt-Kirche in Güstrow, Grüne Str. 23-25 (Nähe Bahnhof). Im Gemeindehaus neben der Kirche ist im Anschluß für Mittagessen und eine Kaffeetafel mit gemütlichem Beisammensein gesorgt. Um 16 Uhr folgt die Ermländische Vesper. Anmeldungen bis zum 3. August erbeten an Hildegard Neumann, Hageböcker Mauer 27, 18273 Güstrow, Telefon (0 38 43) 68 74 42.



NORDRHEIN-WESTFALEN

Vors.: Jürgen Zauner, Geschäftsstelle: Werstener Dorfstraße 187, 40591 Düsseldorf, Tel. (02 11) 39 57 63. Postanschrift: Buchenring 21, 59929 Brilon, Tel. (0 29 64) 10 37, Fax (0 29 64) 94 54 59

Bielefeld – Nach vielen Beratungen wurde als Ziel für den Sommerausflug der Dümmersee in Niedersachsen ausgewählt. Diese Gegend ist der Gruppe zwar nicht unbekannt, aber noch in guter Erinnerung. Sie bietet eigentlich alles, was man von einem Tagesausflug erwarten kann: ein Spaziergang am See, vielleicht auch eine Fahrt auf dem See, ein interessantes Museum und auch hier und da ein schönes Plätzchen zum Asruhen – also für jeden etwas. Unter der bewährten Regie des Vorsitzenden Herbert Gell war natürlich auch für das leibliche Wohl gesorgt. Bei der ersten Fahrtunterbrechung wurde ein opulentes Frühstück eingenommen. Es wurde dabei so viel geboten, daß kaum jemand in der Lage war, eventuell noch zu Mittag zu essen. Die eifrigen Wanderer, die den Seespaziergang gemacht hatten, der schließlich über zwei Stunden in Anspruch nahm, hatten eher Durst als Hunger. Eine Überraschung bot Herbert Gell dann noch, bevor es auf den Heimweg ging. Es wurde allen Teilnehmern der Fahrt noch ein Abendessen im Hotel Strandlust serviert, und zwar der sogenannte „Strandlust-Teller" mit vielen Köstlichkeiten der Region.

Düsseldorf – Dienstag, 1. August, 19 Uhr, Ausstellungseröffnung „Verliebt in die deutsche Sprache" im Ausstellungsraum des GHH.

Neuss – Die Gruppe feierte zum fünften Mal ihr traditionelles Grillfest auf dem Gelände der Corneliuspfarre in Neuss-Erfftal. Bei strahlendem Sonnenschein begrüßte der Vorsitzende Peter Pott die zahlreich erschienenen Teilnehmer sowie den ehemaligen Baudezernenten Eberhard Lilienthal mit Gattin, den Vorsitzenden der örtlichen Pommern Hans-Jürgen Krause mit Gattin, den Vorsitzender der örtlichen Schlesier Theo Jantosch, den Vorsitzenden der Kreisgemeinschaft Rößel, Reinhard Plehn mit Gattin, Gustel Obereiner mit Gattin vom BdV-Holzbüttgen und den Ehrenvorsitzenden der Gruppe Neuss, Kurt Zwikla mit Gattin. Auch wurden durch den Vorsitzenden Fußbälle an die anwesenden Kinder verteilt, da ja alles im großen WM-Fieber war. Das Fest verlief harmonisch und sehr gesellig. Zusammen mit dem traditionellen Stand mit ostpreußischen alkoholischen Spezialitäten wie zum Beispiel dem Machandel (Wacholder) als Grundlage für einen Pillkaller (auf dem Gläschen mit Wacholder eine Scheibe Leberwurst mit einem Klacks Senf) lud ein sehr reichhaltig bestückter Bernsteinstand zum Aussuchen ein. Neben selbstgebackenen Kuchen und ostpreußischen Spezialitäten vom Grill waren vor allem kalte Mineralwasser gefragte Durstlöscher. Trotz des WM-Spiels um 17 Uhr haben die Gäste doch sehr lange bei den Ostpreußen ausgehalten.

Wesel – Ihren diesjährigen Jahresausflug unternahm die Gruppe zum Schloß Doorn in Holland, dem Exilort des letzten Deutschen Kaisers Wilhelm II. Der 1. Vorsitzende Kurt Koslowski gab schon vorab im Bus einen genauen Bericht über die gesamte Problematik Kaiser Wilhelm II. und seinen Weg ins Exil. Angefangen in Ostpreußen bei der Schlacht von Tannenberg (1914), die Abdankung des Kaisers im November 1918 und sein Weg nach Doorn. Nach einem schmackhaften, von der Frauengruppe ausgerichtetem Picknick ging es dann zum Ziel des Ausfluges. Von sachkundigen Damen und Herren wurde die Gruppe durch die eindrucksvollen Räumlichkeiten geführt. Wo man auch hinschaute, Gegenstände aus der preußischen Geschichte. Ein Rundgang durch den schönen Park mit seinem alten Baumbestand schloß sich an die Führung an. Das Kapellengebäude, die letzte Ruhestätte von Wilhelm II., mit einem durch die Preußenfahne abgedeckten Sarg, wurde auch aufgesucht. Nach einem Kaffeetrinken wurde dann die Rückfahr angetreten. Eine Reise in die preußische Geschichte, die die Teilnehmer wohl noch lange beschäftigen wird.

Witten – Donnerstag, 27. Juli, 15.30 Uhr, Treffen der Gruppe. Auf dem Programm stehen volkstümliche Feste in Ost- und Westpreußen.



RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 5. August, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20.

Mainz – Dienstag, 18. Juli, 15 Uhr, Kaffeestunde der Damen im Altenpflegeheim Martinsstift, Raupelsweg 1, 55118 Mainz.



SACHSEN

Vors.: Erwin Kühnappel, Hauptstraße 147 c, 09569 Gahlenz, Telefon (03 72 92) 2 20 35, Fax (03 72 92) 2 18 26. (Geschäftsstelle: Telefon und Fax (03 71) 5 21 24 83, Trützschlerstraße 8, 09117 Chemnitz. Sprechstunden Dienstag und Donnerstag, 9 bis 16 Uhr

Chemnitz – Eine Bereicherung des Vereinsleben soll eine Fahrt zum Landesmuseum in Lüneburg werden. Wo wir hoffen einem Stück Heimat begegnen zu können Es ist aber auch geplant andere Sehenswürdigkeiten zu besuchen. Termin: 11. bis 13. August, Preis: 150 Euro (EZ: 16 Euro extra) mit HP, Unterkunft im Hotel Braunschweiger Hof in Bad Bodenstein. Die Räumlichkeiten sind behindertengerecht ausgestattet (Sauna und Schwimmbad vorhanden). Damit diese Fahrt durchge

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung auf Seite 19

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift.
Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel.
Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



ANGERBURG

Kreisvertreter: Kurt-Werner Sadowski. Geschäftsstelle und Archiv: Bärbel Lehmann, Telefon (0 42 61) 80 14, Am Schloßberg 6, 27356 Rotenburg (Wümme)

Gelungenes Heimattreffen in Güstrow – Ende Juni trafen sich zum 9. Mal die Angerburger in der schönen Barlachstadt Güstrow. Die Stadt in Mecklenburg-Vorpommern darf sich seit dem 23. März 2006 offiziell „Barlachstadt Güstrow“ nennen. Eingeleitet wurde das Treffen mit einer Vorstandssitzung am Sonnabend vormittag im Bürgerhaus. Der Angerburger Heimatbrief, die 52. Angerburger Tage am 16. / 17. September 2006 in Rotenburg (Wümme), die 49. heimatpolitische Tagung im Bürgersaal in Rotenburg (Wümme) am 24. / 25. Februar 2007 und das 10. Angerburger Heimattreffen 2007 in Güstrow waren Gegenstand eingehender Erörterungen. Pünktlich um 13.30 Uhr fuhr der Bus mit 61 Teilnehmern nach Warnemünde zu einer großen Hafenrundfahrt, auf der es viel zu sehen und zu erfahren gab. Der Rostocker Hafen hat sich in den letzten Jahren gut entwickelt, und 134 Kreuzfahrtschiffe laufen in der Sommerzeit Warnemünde an. Nach dem Abendessen versammelten sich die Angerburger zu einem gemütlichen Beisammensein im Bürgerhaus. Hedwig und Günter Schaldach sorgten für gute Stimmung. Traditionsgemäß besuchten die Angerburger am Sonntag zunächst den Gottesdienst im Güstrower Dom. Propst Christoph Helwig hielt die Predigt und gedachte auch der Vertreibung der Angerburger aus ihrer angestammten Heimat. Ebenso beeindruckte der Kirchenchor aus Celle die zahlreichen Besucher des Gottesdienstes. Zur Feierstunde im gute gefüllten Bürgerhaus begrüßte Kreisvertreter Kurt-Werner Sadowski die Teilnehmer aus nah und fern sowie Landrat Lutz da Cunha. Erstmals war auch die Barlachstadt durch den Stellvertreter des Bürgermeisters, Andreas Brunotte, vertreten. Für die Kreisgemeinschaft Stuhm (Westpreußen) waren Kreisvertreter Alfons Targan und Waltraud Badur erschienen. In seinem Grußwort erinnerte Landrat da Cunha an die von den Vertriebenen geleistete Aufbauarbeit in Deutschland und die geleistete humanitäre Hilfe auch für die Menschen, die in Ostpreußen eine neues Zuhause gefunden haben. Vertriebene lieben ihre Heimat – auch wenn dort jetzt andere Menschen heimische geworden sind. Mit ihrer Kultur haben die Vertriebenen einen Teil ihrer Heimat mitgebracht. Das war ein Gewinn für alle. Deshalb stehen auch alle in der Verantwortung, dieses reiche kulturelle Erbe zu wahren. Für seine Worte erhielt der Landrat viel Beifall. Andreas Brunotte erinnerte in seinem Grußwort an den großen Denker Johann Amos Comenius (Philosoph, Theologe und Pädagoge, geboren am 28. März 1592 in Südostmähren, gestorben 15. November 1670 in Amsterdam). In Sinne vom Comenius sei es sehr achtenswert und wichtig für die Pflege und Bewahrung des geschichtlichen und kulturellen Erbes, daß sich die Menschen aus Polen und Deutschland, aber vor allem auch die Jugend, durch gemeinsame Treffen kennen, verstehen und achten lernen. Im übrigen freuen sich die Güstrower auf ein Wiedersehen beim 10. Heimattreffen der Angerburger. Alfons Targan überbrachte die Grüße der Kreisgemeinschaft Stuhm und wies auf das gemeinsame Schicksal der Menschen in Stuhm und Angerburg sowie auf die guten Kontakte beider Kreisgemeinschaften zum gemeinsamen Patenkreis Rotenburg (Wümme) hin. Mit einem „Angerburger Teller“ zeichnete der Kreisvertreter Frau Radde von der Kulturabteilung des Landkreises Güstrow aus. Er dankte ihr für die den Angerburgern bei allen neun Heimattreffen gewährte Unterstützung. Am Ende des Jahres wird Frau Radde in den verdienten Ruhestand treten, und für diese Zeit wünschte ihr der Kreisvertreter alles erdenkliche Gute. Er dankte auch allen übrigen Helfern vor und hinter den Kulissen für ihre Mitarbeit und bedankte sich besonders bei Karin und Günther Büttner, die als Ansprechpartner bei allen neun Heimattreffen zur Verfügung standen. Als kleines Dankeschön erhielt Karin Büttner einen Blumenstrauß. Grüße hatten Herta Andrulonis und die Deutsche Gesellschaft Mauersee den Teilnehmern des Treffens übermittelt. Der 22. Juni 1941 war für Kreisvertreter Kurt-Werner Sadowski Anlaß, in einer Feierstunde an die Ereignisse vor 65 Jahren zu erinnern. An diesem Tag überschritten drei Millionen deutsche Soldaten auf einer Front von 1200 Kilometern die damalige sowjetische Grenze. Die Folgen haben auf deutscher Seite insbesondere die Menschen in den deutschen Ostprovinzen zu spüren bekommen. Besonders hoch waren die Verluste der Bevölkerung in Ostpreußen. Hinzu kam der Verlust an Hab und Gut sowie der Verlust der Heimat. Viele Ostpreußen mußten sich nach dem Krieg beruflich neu orientieren in einer für sie fremden Umgebung. Anschließend saßen die Teilnehmer noch lange gemütlich beisammen, um sich mit alten und neuen Freunden auszutauschen. Zufrieden verließen die Teilnehmer das 9. Heimattreffen und sie freuen sich bereits auf das 10. Heimattreffen im Juni 2007 in der Barlachstadt Güstrow.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: Geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

Seestadt Pillau – Das diesjährige Pillauer Heimattreffen findet vom 5. bis 7. August in Eckernförde (Stadthallenrestaurant) statt. Am 7. August gibt es wieder eine Fahrt in See.

Seestadt Pillau / Wahl – Während des diesjährigen Treffens am 5. und 6. August findet wieder die Wahl der Gemeinschaftsvertreter der Heimatgemeinschaft statt. Wahlende ist am 6. August um 18 Uhr. Wahlberechtigt sind alle mindestens 18 Jahre alten Pillauer und deren Nachkommen. Für die Wahl schlägt der Vorstand die folgenden 25 Kandidaten vor: Kirsten Barz, Wistedt (*1965); Inge Behrens geb. Grimm, Hannover (*1940); Bruno Dilba, Kiel (*1928); Rudhard G. Frank, Wertheim (*1936); Hans-Peter Glashoff, Eckernförde (* 1931); Lieselotte Gonschorrek geb. Taetz, Viernheim (*1925); Hanna Hafener geb. Kosemund, Rostock-Warnemünde (*1926); Günter Hömke, Eckernförde (*1928); Fritz Kleinfeldt, Hofheim am Taunus (*1927); Bernhard Klupsch, Hamburg (*1928); Erika Kruse geb. Hermann, Noer (*1940); Erich Lau, Eckernförde (*1929); Bernhard Lindenberg, Lohmar (*1928); Ingrid Petersen geb. Schoeler, Gifhorn (*1949); ernst Petscheleit, Dannenberg (*1932); Elfriede Schaedler, Neu-Stadt a. d. W. (*1926); Hildegard Schaedler, Neustadt a. d. W. (*1918); Rosemarie Schmidt geb. Groppler, Pinneberg (*1936); Werner Umlauff, Kiel-Holtenau (*1925); Günter Wiese, Lüneburg (*1934); Hildegard Wilkens geb. Grenz, Hamburg (*1934); Monika Wilkens, Berlin (*1965); Dr. Bernd Wöbke, Gelnhausen (*1943); Gisela Zakrotzky geb. August, Kiel (*1934). Jeder Wähler hat bis zu 24 Stimmen. Zusätzliche Vorschläge während der Wahl sind möglich. Die Gemeinschaftsvertretung hat 24 Mitglieder.



INSTERBURG

Geschäftsstelle: Telefon (0 21 51) 4 89 91, Fax (0 21 51) 49 11 41. Besuche nur nach vorheriger Terminvereinbarung. Altes Rathaus, Am Marktplatz 10, 47829 Krefeld

Stammtisch der Heimatgruppe Darmstadt – Für den nächsten Stammtisch der Heimatgruppe Darmstadt, der am Freitag, dem 14. August, 11.30 Uhr, im Bürgerhaus in Darmstadt-Wixhausen stattfindet, laden wir hiermit alle interessierten Landsleute herzlich ein.



OSTERODE

Kreisvertreter: Dieter Gasser, Friedrich-Lamp-Str. 8, 24306 Plön, Tel. (0 45 22) 59 35 80. Geschäftsst.: Martin-Luther-Platz 2, 37520 Osterode am Harz., Tel. (0 55 22) 91 98 70. KGOeV@t-online.de; Sprechstunde: Di. 9–12, Do. 14–17 Uhr.

Hauptkreistreffen 2006 – Hauptkreistreffen von Freitag, 1. September, bis Sonntag, 3. September – Für alle Landsleute im norddeutschen Raum haben wir eine Reise organisiert. Nähere Informationen dazu in Folge 29.



PREUSSISCH EYLAU

www.preussisch-eylau.de. Kreisvertreter: Martin Lehmann, Im Taufenbachsgarten 2, 53639 Königswinter, Tel.: (0 22 23) 2 45 33, Fax (0 22 23) 90 52 52, lehmann.vinxel@t-online.de; Kartei, Buchversand und Preußisch Eylauer Heimatmuseum im Kreishaus Verden (Aller): Manfred Klein, Breslauer Str. 101, 25421 Pinneberg, Tel. (0 41 01) 20 09 89, Fax (0 41 01) 51 19 38, manfred.klein.rositten@malle-tech.de.

Einladung zum Kreistreffen 2006 vom 15. bis 17. September in Verden – Liebe Kreis-Preußisch-Eylauer! Hiermit lade ich Sie herzlich gemäß § 12 der Satzung zum diesjährigen Hauptkreistreffen nach Verden (Aller) ein. Der Vorstand hat wieder ein reichhaltiges Programm aufgestellt. Die Empfänger des Preußisch Eylauer Kreisblatts haben es bereits mit der letzten Ausgabe erhalten: Auftakt wie üblich am Freitag, den 15. September, 18 Uhr, mit dem Empfang für alle Teilnehmer, diesmal durch den Landrat im Verdener Kreishaus, daran anschließend um 20 Uhr, im Parkhotel Grüner Jäger: „Das nördliche Ostpreußen 1991 bis 2006“, Gisela Scholz (Klein Waldeck) erzählt anhand besonderer Lichtbilder, wie sie ein verfremdetes und doch vertrautes Land kennenlernte. Am Sonnabend, den 16. September beginnt um 9 Uhr im Kreishaus die öffentliche Sitzung der Delegiertenversammlung; um 14 Uhr wird eine Führung durch die Verdener Altstadt angeboten (Anmeldung bei Manfred Klein, siehe unten), alternativ um 15 Uhr eine Führung im Preußisch Eylauer Heimatmuseum im Kreishaus. Vom Spätnachmittag bis in die Nacht geht es weiter im großen Saal des Parkhotels Grüner Jäger; um 17 Uhr trägt Gerhard Stallbaum Heiteres und Besinnliches aus Ostpreußen vor und stimmt das eine und andere gemeinsame Lied an. Für 19 Uhr hat sich die russische Volkstanzgruppe aus Pr. Eylau angekündigt, und ab 20 Uhr findet wie gewohnt der Heimatabend statt: gemütliches Beisammensein mit Musik und Tanz. Sonntag, den 17. September, 11.15 Uhr die Feierstunde mit Totengedenken am Mahnmal im Bürgerpark Verden, danach Fortsetzung des Kreistreffens an den mit den Ortsnamen gekennzeichneten Tischen im Saal des „Grünen Jägers“. Parallel zu den Veranstaltungen ist im Verdener Kreishaus eine Fotoausstellung „Der Kreis Preußisch Eylau – damals und heute“ zu sehen, und zwar am Freitag von 9 bis 18 Uhr und am Sonnabend von 9 bis 16 Uhr. Zu den gleichen Zeiten ist auch das Preußisch Eylauer Heimatmuseum geöffnet, siehe die Wegweiser im Gebäude. Im Parkhotel Grüner Jäger warten wieder der Verkaufsstand der Deutschen Gesellschaft Natangen, der Bücherstand und der Verkauf ostpreußischer Spezialitäten auf Ihren Besuch. Weitere Auskünfte zum Programm gibt Ihnen Manfred Klein, Telefon (0 41 01) 20 09 89, Mobil (01 72) 4 13 31 39. Sichern Sie sich Ihre Unterkunft rechtzeitig über die Tourist-Info Verden, Telefon (0 42 31) 80 71 80 oder direkt beim Parkhotel Grüner Jäger, Telefon (0 42 31) 76 50. Auf ein Wiedersehen in Verden freut sich Ihr Martin Lehmann.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstraße 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

50 Jahre Patenschaft Kreis Wesel – Kreis Rastenburg – Unser Jubiläumstreffen findet am 19. und 20. August in unserer Patenstadt Wesel in der Niederrheinhalle statt. Den Termin bitte einplanen und weitersagen. Am Sonnabendnachmittag wird Arno Surminski aus seinen Büchern lesen. Die Lesung wird musikalisch umrahmt werden. Nähere Informationen bei Edith Kaes, Telefon (0 22 36) 9 43 18 13 (Welzel und Hardt), oder abends unter Telefon (0 22 36) 84 09 13.



SENSBURG

Kreisvertreter: Siegbert Nadolny, Wasserstraße 9, 32602 Vlotho, Telefon (0 57 33) 55 85. Geschäftsstelle: „Sensburger Zimmer“ in der Stadtverwaltung Remscheid, Kreuzbergstraße 15, 42849 Remscheid.

10. Kirchspieltreffen Ukta – Es hatte wieder eine erstaunliche große Anzahl von Landsleuten den Weg zu dem Treffen des Kirchspiels Ukta ins Sauerland-Städtchen Hemer gefunden. Walter Kratz eröffnete als Gastgeber

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 19

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

ber und Organisator die Veranstaltung, zu dem der ehemalige Kirchspielvertreter Max Krassowski, der wegen einer schweren Erkrankung seiner Frau leider nicht kommen konnte, telefonisch ein Grußwort übermittelt hatte. Ein besonderer Gruß galt der schwer kranken Frieda Salewski, der „Mutter der Ukta-Treffen“. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, sich von ihrer Tochter nach Hemer bringen zu lassen. Ein Grußwort der stellvertretenden Kirchspielvertreterin M. Aßmann schloß sich an. Sie empfahl nachdrücklich die Vorbestellung der geplanten Reprint-Ausgabe des von K. Templin herausgegebenen Buches „Unsere masurische Heimat – zum 100jährigen Bestehen des Kreises Sensburg“. Das ergriff Kirchspielvertreter Rolf W. Krause das Wort. Er übermittelte ein Grußwort des Kreisvertreters Nadolny sowie des Kreisausschusses der Kreisgemeinschaft Sensburg und bedankte sich bei Walter Kratz für die bewährt gute Organisation des großen Festes. Sein Dank galt auch Ortspfarrer Braun für die wiederum gastliche Aufnahme der heimatlos gewordenen Uktaer Gemeinde in der Ebbergkirche. In seiner Ansprache wies er auf einige Jubiläen der Kreisgemeinschaft in den letzten Jahren hin: „50 Jahre Patenschaft Remscheid–Sensburg“, „50 Jahre Sensburger Heimatbrief“ und „45 Jahre Stinthengstwasserung in Remscheid“ und stellte fest: „Auch wir feiern heute in Hemer ein kleines aber feines Jubiläum – 10. Kirchspieltreffen Ukta – das hört sich bescheiden an, aber wir können sehr stolz darauf sein. Zum einen auf F. Saleswki, die den Mut hatte, vor 18 Jahren am 4. Juni 1988 in Lünen das erste Treffen aus der taufe zu heben, zum anderen auf die ungebrochene hohe Teilnehmerzahl, die die Besucherzahlen anderer Kirchspieltreffen, ja ganzer Kreisgemeinschaften in den Schatten stellt.“ Pünktlich um 11 Uhr begann in der Ebbergkirche das traditionelle Festgottesdienst, den nach einleitenden Worten von August Steffan (Mitglied des Presbyteriums in Alt Ukta von 1959 bis 1976) wiederum Pfarrer Braun hielt, unterstützt durch den Uktaer Gitarrenchor unter der Leitung von F. Becker. Nach dem Gottesdienst saßen die Landsleute in der Sporthalle bei lebhaften Gesprächen noch lange zusammen. Am Informationsstand der Kreisgemeinschaft gab es Gelegenheit zum Erwerb von Büchern, Broschüren und Heimatbriefen. Die für zur Kostendeckung für die Sporthalle und zur Unterstützung der Johanniter-Sozialstation in Sensburg gesammelte Spende brachte ein ansehnliches Ergebnis. – Das 11. Treffen der Uktaer soll im Jahr 2008 wieder in Hemer stattfinden. Im Heimatbrief 2007 und in der *PAZ / Das Ostpreußenblatt* wird rechtzeitig dazu eingeladen.



WEHLAU

Kreisvertreter: Joachim Rudat, Telefon (0 41 22) 87 65, Klinkerstraße 14, 25436 Moorrege

Der Wehlauer Heimatbrief – in der Folge 75 für den Sommer 2006 ist kürzlich erschienen. Auf 240 Seiten wird wie immer über die Treffen des Jahres, insbesondere über das geplante große Hauptkreistreffen in Bad Nenndorf vom 24. 26. September 2006 berichtet. Familiennachrichten, Berichte über Reisen in die Heimat und darüber, wie es früher zuhause einmal war, ergeben mit den vielen anderen interessanten Beiträgen, einen Lesestoff für viele Sommerabende. Wer diese Folge 75 bisher nicht erhalten hat, benachrichtige bitte Alfred Abel, Pinnaubogen 64, 25482 Appen, Telefon (0 41 01) 2 32 62. Alfred Abel hat es übernommen, de Heimatbrief-Versand vorzunehmen.

Hans Wittke wurde 85 Jahre alt – Hans Wittke, von 1991 bis 1999 Vorsitzender des Wehlauer Kreistages, feierte am 11. Juli dieses Jahres seinen 85. Geburtstag in guter körperlicher und geistiger Frische. Er wurde am 11. Juli 1921 in Wehlau geboren und absolvierte eine Banklehre um danach zur Wehrmacht eingezogen. Nach dem Krieg fand er in Rotenburg an der Wümme ein neues Zuhause. Er trat in die Verwaltung des Landkreises ein. Als Kreisverwaltungsdirektor ging er 1986 in den wohlverdienten Ruhestand. Bereits 1987 wurde er in den Wehlauer Kreistag und sogleich auch in den Kreisausschuß gewählt. Während der ersten Kreistagssitzung nach der kleinen Wiedervereinigung, wählte ihn der Wehlauer Kreistag am 27. Oktober 1991 in Schwerin-Zippendorf zu seinem Vorsitzenden. Seine reichen Erfahrungen in der Verwaltung brachte Hans Wittke in die innere Organisation der Kreisgemeinschaft ein, zum Beispiel in Fragen einer modernen Satzung und besonders in der Verbindung und Pflege des Verhältnisses zum Patenkreis und den Patenstädten. Die Wehlauer gratulieren Hand Wittke ganz herzlich zu seinem Ehrentag und wünschen weiterhin gute Gesundheit und Gottes Segen.

Landsmannschaftl. Arbeit
Fortsetzung

führt werden kann wird um sofortige Anmeldung bei: Gertrud Altermann, Rosa Luxemburg Straße 1 a, 09126 Chemnitz, Telefon (03 71) 5 80 60, gebeten.



SACHSEN-ANHALT

Vors.: Bruno Trimkowski, Hans-Löscher-Straße 28, 39108 Magdeburg, Telefon (03 91) 7 33 11 29

Aschersleben – Mittwoch, 2. August, 14 Uhr, Handarbeits-Frauennachmittag im „Bestehornhaus“, Zimmer 6.

Gardelegen – Freitag, 28. Juli, 14 Uhr, Sommerfest in der Gaststätte „Lindenhofgarten Gardelegen mit Programm“.

Stendal – Die Mitglieder begaben sich auf eine Tagesfahrt nach Wernigerode. Unter dem Motto „Harzblicke erleben“ lädt die Landesgartenschau Wernigerode ihre Gäste ein. Gegen 10 Uhr trafen die Teilnehmer am Haupteingang ein. Bis 14 Uhr konnte nun das Gelände der Gartenschau besichtigt werden. Die lange Seepromenade öffnet sich zum Süden in ein buntes Gelände aus Themengärten und Wiesenflächen. Überall entdeckte man unterschiedliche Attraktionen und immer wieder laden Sitzgruppen und Bänke zum Verweilen ein. Besonders Interessant für die Teilnehmer war das Themengartenband auf der Zaunwiese, welches in über 100 Gärten klassische und moderne Gartengestaltung zeigt. Faszinierend und farbenfroh ist das Zusammenspiel von mehreren 100.000 Pflanzen. Die Düfte der Rosen und vieler Stauden ziehen die Besucher an. man möchte einige Pflanzen mit in den heimischen Garten nehmen. Absoluter Höhepunkt ist jedoch die Blumenhalle. Die Vielfalt der Blumen, die Farben und Düfte erstaunen alle und so manchem entschlüpfte schon mal ein „Ah!“ oder „Oh!“. Prospekte über viele Pflanzen und ihre richtige Pflege durften man mitnehmen. Um alles genau zu sehen bräuchte man noch einen 2. Tag, so aber war die Zeit viel zu schnell verflogen. Noch eine kleine Erfrischung und dann wartete bereits der Bus auf die Ausflügler. Die fahrt ging nun über Rübeland, die Rappbode-Talsperre nach Hasselfelde. Dort wartete schon die Wirtin der Glatzer Stuben mit einem unterhaltsamen Nachmittag bei Kaffee und Kuchen. Peggy Dinter eröffnete dieses Café als „Schlesisches Traditionscafe“ im Gedenken an die Heimat ihrer Eltern. So gab es Gemeinsamkeiten im Schicksal, die sich auch in den Gesprächen wiederholte. Zur Unterhaltung spielten die „Hasselfelder Jäger“ Lieder zum Schunkeln und Mitsingen. Es war ein sehr gelungener Ausflug.



SCHLESWIG-HOLSTEIN

Vors.: Edmund Ferner. Geschäftsstelle: Telefon (04 31) 55 38 11, Wilhelminenstr. 47/49, 24103 Kiel

Bad Schwartau – Sonnabend, 2. September, 6 Uhr, Abfahrt ZOB Bad Schwartau zur Auftaktveranstaltung zum „Tag der Heimat“ nach Berlin (Festredner ist Bundespräsident Horst Köhler). Anschließend steht mit der Erlebnisausstellung der Hauptstadt „The Story of Berlin“ eine Zeitreise durch die Geschichte Berlins auf dem Programm. Interessen melden sich bei Regina Gronau, Telefon (04 51) 2 67 06, Günter Löhmann, Telefon (04 51) 2 38 11 oder Edwin Falk, Telefon (0 45 21) 18 78, damit die nötigen Karten rechtzeitig bestellt werden können.

Mölln – Die Mitglieder und Freunde der Gruppe trafen sich, um gemeinsam mit dem Bus nach Zarrentin zu fahren. Dort bestieg man ein Schiff und machte eine einstündige Schiffstour über den Schaalsee. Der Schriftführer erklärte die Beschaffenheit des Sees und trug auch mit weiteren Ausführungen zur Unterhaltung bei. das Angebot von Kaffee und Kuchen wurde dankbar angenommen. Nach der Schiffsfahrt ging es zum „Paalhus“, dem naturkundlichen Museum, in dem viele Ausstellungsstücke besichtigt werden konnten. Dazu hielt eine Fachkraft einen Vortrag über das „Schaalsee-Reservat“. In einer Pause konnten noch kurz Einkäufe in einer Fischräucherei getätigt werden. auf der Heimfahrt hatte wohl jeder der Gäste den Eindruck, einen interessanten, vergnüglichen Nachmittag verlebt zu haben.

Land zwischen Haff und Strom

Die diesjährigen Memelländischen Kulturtage im Gerhart-Hauptmann-Haus

Von Dieter Göllner

Gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise, Memellandgruppe Düsseldorf und Umgebung, hatte das Gerhart-Hauptmann-Haus die Memelländischen Kulturtage 2006 veranstaltet.

Als Festredner des Eröffnungsabends war Prof. Dr. jur. Dietmar Willoweit, Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, eingeladen. In seinem zweiteiligen Referat „700 Jahre deutsch-litauische Nachbarschaft“ hatte der in Memel geborene Rechtshistoriker auf relevante historische, sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der deutschen und litauischen Bevölkerung hingewiesen.

Konrad Grundmann, Staatsminister a. D., Vorstandsvorsitzender der Stiftung „Gerhart-Hauptmann-Haus. Deutsch-osteuropäisches Forum“, und Ministerialrat Johannes Lierenfeld von der Staatskanzlei NRW unterstrichen den Stellenwert dieser Veranstaltung im europäischen Kontext.

Die Düsseldorfer „Chorgemeinschaft Ostpreußen-Westpreußen-Sudetenland“ unter der Leitung von Karin Kämpf umrahmte das Programm mit einem Potpourri von ostpreußischen Melodien.

Zu besichtigen war auch eine Ausstellung, die unter dem Motto „Ansichten vom Memelland“ historische Fotografien und Postkarten aus Memel, Tilsit, Kinten und der Kurischen Nehrung zeigte.

Die Bibliothek des Gerhart-Hauptmann-Hauses hatte eine ergänzende Bücherschau zum Thema „Reiseziele im östlichen Europa“ eingerichtet.

Uwe Jurgsties, Bundesvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise (AdM), hob in seinem Vortrag Meilensteine in der Geschichte der 1948 gegründeten Dachorganisation hervor. Derzeit sind im Bundesgebiet 23 Ortsgruppen und zwei Gruppen in der Heimat, nämlich in Memel (Klaipeda) und Heydekrug (Silute), tätig. Die Verbindung zu den Memelländern auf der ganzen Welt wird unter anderem durch die 1849 ins Leben gerufene und heute von der AdM herausgegebenen Heimatzeitung „Memeler Dampfboot“ gehalten.

Aus der Vielzahl der Aktivitäten, die Jurgsties beschrieb, seien nur einige erwähnt. Im Jahr 1989 ermöglichten die in Deutschland lebenden Memelländer, welche sich im Verein „Ännchen von Tharau“ zusammengeschlossen haben, für den „Simon-Dach-Brunnen“ auf dem Theaterplatz in Memel die Wiederaufstellung der Bronzestatue „Ännchen von Tharau“. Danach folgten ein Gedenkstein für „Hermann Sudermann“ in Heydekrug sowie die Gedenktafeln für den Astronom „Argelander“ an der Memeler Post und „Königin Luise“ am alten Rathaus in Memel.

1993 wurde erstmals ein Treffen für die im Memelland verbliebenen Deutschen und ihre im Westen lebenden Landsleute in Memel organisiert. An diesen Begegnungen nehmen seither immer auch Vertreter der Stadt, des Kreises und litauische Bürger teil.



Die Besucher erwartete ein großes Angebot an Informationen zum Memelland Fotos (2): Göllner

1996 wurden in Heydekrug und Memel „Deutsch-litauische Begegnungsstätten“ eingeweiht. Seit 1998 werden in Zusammenarbeit des Vereins der Deutschen, der Stadtverwaltung von Memel (Klaipeda) und der Deutschen Botschaft die deutschen Kulturtage in Memel durchgeführt. Im August 2002 fand das 750jährige Stadtjubiläum von Memel statt, anläßlich dessen die AdM auch eine eigene Veranstaltung im Memeler Stadttheater organisiert hatte. Da es bereits seit 1915 eine Patenschaft zwischen Mannheim und Memel gibt, die im Jahr 1953 mit den Memelländern erneuert und auf das gesamte Memelland erweitert wurde, hat die AdM erreicht, daß 2002 ein Städtepartnerschaftsvertrag zwischen Mannheim und Memel (Klaipeda) unterzeichnet wurde.



Uwe Jurgsties erläuterte die vielfältigen Aktivitäten der AdM

Die zahlreichen Aktivitäten – so Jurgsties – dienten wesentlich der besseren Verständigung beider Völker. „In dem nun größer gewordenen Europa, in dem man friedlich miteinander und nebeneinander wohnt, sollte sich jeder zu geschichtlichen Wahrheit bekennen“, forderte der Bundesvorsitzende auf.

Ausgewählte Aspekte der Kulturlandschaft Memelland vermittelten auch die weiteren Programmpunkte, die im Rahmen der Veranstaltung im Düsseldorfer Gerhart-Hauptmann-Haus stattgefunden hatten.

Maja Ehlermann-Mollenhauer bot in einem Diavortrag „Das Haus Hermann Blode und die Künstlerkolonie Nidden“ Einblicke in die faszinierende „Welt der Maler“. Auch die weit über die Grenzen Ostpreußens bekannte „Künstlerveranda“ fand Erwähnung. Der literarischen Film „Die Reise nach Tilsit“ wiederum, der 1939 nach der Erzählung von Hermann Sudermann entstand, beleuchtete neue Facetten der vielfältigen Landschaft.

Mit einem Vortrag von Arnold Priklaps, Geschäftsführer des Vereins der Deutschen in Memel, Simon-Dach-Haus, zum Thema „Das heutige Memel und der Verein der Deutschen“ und der Vorführung des Films „Memelland – Heimat wischen Haff und Strom“ fanden die diesjährigen Memelländischen Kulturtage ihren Abschluß.

Kurt Schumacher

Wanderausstellung über das Leben des Politikers

Die Wanderausstellung, die das Westpreußische Landesmuseum, Münster, in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, über das Leben und Schaffen von Kurt Schumacher konzipiert hatte, machte bis zum 30. Juni Station im Düsseldorfer Gerhart Hauptmann-Haus (GHH). Die Schirmherrschaft hatte Dr. h.c. Annemarie Renger, Bundestagspräsidentin a. D., übernommen, die bei der Vernissage im GHH einen interessanten Vortrag hielt. Auch Reinhard Grätz, Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Gerhart-Hauptmann-Haus“ und Dr. Lothar Hyss, Direktor des Westpreußischen Landesmuseums, sprachen bei der Eröffnungsveranstaltung über die Verdienste des bedeutenden Europäers Kurt Schumacher.

„Dieser hochgeachteten Persönlichkeit eine Wanderausstellung, begleitet von einem zweisprachigen Katalog, widmen zu dürfen, war eine Herausforderung und zugleich eine Ehre für uns. Kurt Schumacher kann als ein unangefochtenes Vorbild – als ein Politiker und Mensch, Patriot und Demokrat, Europäer und Deutscher, Befürworter der Einheit Deutschlands sowie Gegner jeglicher Form des Totalitarismus – dienen“, betonte Dr. Hyss.

Die 22 großen Text- und Bildtafeln zeigen unter anderem Aspekte seiner Kindheit und Jugend in dem von Deutschen und Polen bewohnten Westpreußen, den Verlauf seiner politischen Karriere in der Weimarer Republik sowie den Kampf Schumachers gegen die Nationalsozialisten und sein zehnjähriges Martyrium in mehreren KZ. Der Schwerpunkt der Präsentation der Lebensetappen des 1895 in Kulm / Westpreußen geborenen und 1952 in Bonn verstorbenen Politikers liegt in der Zeit nach 1945, als Kurt Schumacher zu einer der einflußreichsten Persönlichkeiten der frühen Nachkriegsjahre aufstieg. Dokumentiert wurden unter anderem die Wahl zum ersten Vorsitzenden der SPD im Jahr 1946 sowie zum Bundestagsabgeordneten und Oppositionsführer im Jahre 1949. *M. D.*

Freunde sagten »Papa Rasch«

Leihgabe der Landsmannschaft Ostpreußen: Teile aus dem Nachlaß von Gerhard Rasch im Ostpreußischen Landesmuseum

Von Ruth Geede

Die Landsmannschaft Ostpreußen hat sich aus dem Nachlaß des ehemaligen Direktors der Bernsteinmanufaktur Königsberg, Gerhard Rasch, wertvolle Exponate sichern können, die sie nun als Leihgabe dem Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg überläßt. Es sind Arbeiten von ostdeutschen oder mit Ostpreußen eng verbundenen Künstlern wie Hermann Brachert, Eduard Bischoff und Hans Kallmeyer sowie Bernsteinarbeiten aus der Königsberger Manufaktur und deren Nachfolgerin, der Bernstein-Manufaktur Hamburg (BMH), die als einzigartige Dokumentation dieser letzten Produktionsphase anzusehen sind. Gerhard Rasch leitete das weltberühmte Königsberger Unternehmen bis zu dessem bitteren Ende, baute nach der späten Flucht die Manufaktur in Hamburg auf, bis sie um 1960 aus Materialmangel die Pforten schließen mußte. Mit den von ihm nach dem Krieg zusammengetragenen Kunstgegenständen bewahrte er die Erinnerung an eine glanzvolle Kulturepoche unserer Heimat, dem Bernsteinland Ostpreußen.

Der in Westpreußen geborene, in Danzig aufgewachsene Gerhard Rasch hatte als Prokurist das Aufblühen der noch jungen Manufaktur erlebt, 1941 übernahm der damals 36jährige die Leitung des Handelshauses in der Königsberger Sattlergasse. Durch seine in Königsberg geborene Frau Selma fühlte er sich der Pregelstadt noch enger verbunden. Die tausendjährige, wechselvolle Geschichte des Bernsteinhandels war erst um 1900 in fest gefügte Bahnen geleitet worden, als das Bernsteinregel wieder in die Hände des preußischen Staates gekommen war. Damals eine königliche Manufaktur, die vor dem Ersten Weltkrieg einen jährlichen Gesamtumsatz von rund vier Millionen Mark verzeichnete. Es kamen ungewisse Zeiten, bis 1926 auf Anregung des Preußischen Staates die Staatliche Bernsteinmanufaktur (SBM) durch Zusammenlegung von fünf selbständigen Handelsbetrieben gegründet wurde. Der Klinkerbau in der Sattlergasse reichte für Produktion und Handel bald nicht mehr aus. Der große Komplex, der fast bis zur Kaiserstraße reichte, war ein sichtbarer Maßstab für das Wachsen und Blühen dieses ostpreußischen Handelszweiges. Auch in der Herstellung, vor allem in der künstlerischen Gestaltung, wurden neue Wege beschritten, ein leichter, facettenreicher Stil entwickelt, der die Schönheit der „Träne der Vorzeit“ zum Leuchten brachte. Kein Besucher der Pregelstadt versäumte einen Blick auf die Auslagen der Manufaktur am Paradeplatz. War das nach der Junkerstraße gelegene Schaufenster die große Schmuckvitrine, so zeigte das andere zumeist eine Kollektion, die geschickt die Weltweite des Bernsteinhandels verdeutlichte. Hier lagen die Sortimente, die in den Orient oder nach Übersee gingen, Gebetsketten, Pfeifenköpfe, Opferschalen, Schmuck für die Haremsdamen, aber auch kostbare Inklusen – Einschlüsse aus grauer Vorzeit –, auf die besonders die Amerikaner versessen waren. Drei Viertel der Produktion gingen in das Ausland – aber keine Bernsteinperlen waren so riesig wie die fast faustgroßen in dem Brautschmuck der Bückeburgerinnen, die hier in Königsberg geschnitten und geschliffen wurden.

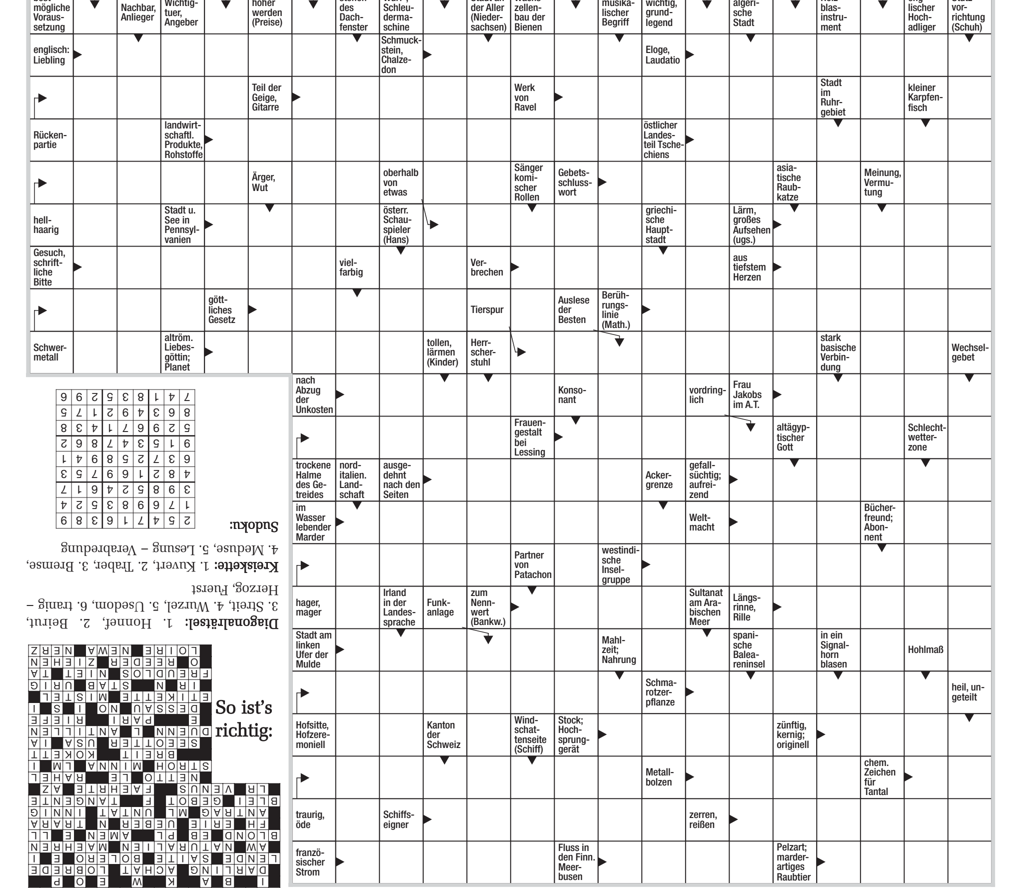


Der ehemalige Direktor der Bernsteinmanufaktur Königsberg, Gerhard Rasch, war ein glänzender, humorvoller Erzähler. Foto: LO

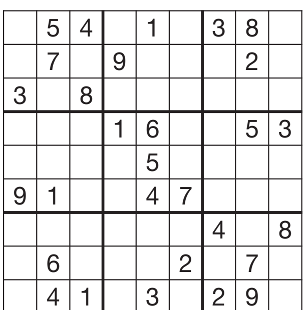
Sie konnten nach dem Krieg nicht mehr gefertigt werden, denn die Manufaktur hatte nur einige Bestände an Rohbernstein vorzeitig auslagern können. Statt über tausend Mitarbeiter, die in Königsberg das „samländische Gold“ verarbeitet und verkauft hatten, waren es nur noch 30 Fachkräfte aus dem Königsberger Stammhaus, unter deren Händen in Bergedorf wunderschöne Schmuckstücke und Kunstgegenstände entstanden. Aber sie gingen auch von Hamburg aus in alle Welt, vor allem als Gebetsketten in die moslemischen Länder. Wie Mohammed befohlen, müssen 99 Perlen jeder Kette aus Bernstein sein. Das hatte Königsberg einst zum „Mekka des Bernsteins“ gemacht, als sich im Handelshaus der Staatlichen Bernsteinmanufaktur die Einkäufer trafen, die zu Friedenszeiten schon mal einen Scheck für etliche tausend englische Pfund ausschrieben. Dann konnte das Präsidium der Bank feierlich die Zylinder aufsetzen, wenn Direktor Rasch mit dem Scheck erschien. Der lebhafte Weltmann berichtete gerne von jenen goldenen „Bernstein-Zeiten“, und man hörte ihm ebenso gerne zu, denn „Papa Rasch“, wie er im Freundeskreis genannt wurde, war ein glänzender, humorvoller Erzähler. Auch die Räume der BMH am Neuen Wall Nr. 10 sahen ausländische Gäste wie einst in Königsberg. Und die Hansestadt war sich dieses neuen Unternehmens wohl bewußt, denn sie gab Staatsgeschenke in Auftrag, so wie für den Schah von Persien und seine damalige Gattin Soraya, für die eine wundervolle Schmuckschatulle gefertigt wurde, bei deren Besuch in Hamburg. Doch dann begannen die Bestände an Rohbernstein zu versiegen. Das neue Hamburg-Emblem mit dem Schiff auf den M-förmigen (für Manufaktur) Wellen mußte das große B-Segel (für Bernstein) streichen. Der Lotse, der es noch so optimistisch durch die Nachkriegsstürme gesteuert hatte, ging von Bord.

Aber Gerhard und Selma Rasch hatten sich in ihren eigenen Wänden ein heimatliches Refugium geschaffen. Obgleich sie selber nichts aus ihrem Königsberger Besitz hatten retten können, da sie erst Ende Januar 1945 geflüchtet waren, gelang es ihnen, mit der Zeit einige Werke bedeutender ostpreußischer Künstler zu erstehen, mit denen sie schon in der Heimat verbunden waren. Wie mit dem Bildhauer Hermann Brachert, der nach dem Ersten Weltkrieg als Professor für Bildhauerei an die Kunst- und Gewerbeschule Königsberg berufen wurde und dessen überlebensgroße Figuren, aus Stein gehauen und in Bronze gegossen, das Stadtbild bereicherten. Er war auch zeitweilig künstlerischer Berater der Bernsteinmanufaktur und schuf figürliche Bernsteinarbeiten wie die „Schwebende“, die sich heute im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg befindet. Dort ist nun auch seine Bronzefigur „Demeter“ zu sehen, ein Frauenakt, der Erstguß erfolgte 1939. Für das Museum die vielleicht interessanteste Leihgabe, da es dort Vergleichbares bisher nicht gab. Von den Gemälden und Graphiken müssen vor allem sechs kleine Lithographien mit Königsberg-Motiven von Eduard Bischoff aus dem Jahr 1924 genannt werden, von dem sich auch ein Ölbild, „Pflüger am Galtgarben“, von 1948 im Rasch-Nachlaß befand. Von Hans Kallmeyer, dem „Elchmaler“, wurde das noch in Ostpreußen gemalte Aquarell "Elche am Moorloch" ausgewählt wie auch das Aquarell „Zwei laufende Pferde“ von Fritz Pfuhle. Von den Bernsteinarbeiten sind vor allem die zahlreichen Exponate aus der Hamburger Zeit zu nennen, die einen guten Überblick über die letzten Jahre der Manufaktur geben – eine einzigartige Dokumentation der Nachfolgeproduktion der SBM, wie der Kustos des Museums, Dr. Barfod, bestätigt. Jedenfalls ist es erfreulich, daß nun diese Werke aus dem Rasch-Nachlaß einen adäquaten Platz im Ostpreußischen Landesmuseum finden. „Papa Rasch“, der bereits 1981 verstarb, und seiner Frau Selma, die bis zu ihrem kürzlichen Tod dieses ostpreußische Erbe verwaltete, wäre es nur recht gewesen.

Zum Schluß ein sehr persönliches Wort. Ich habe mich sehr gefreut, noch einmal dieses außergewöhnliches Mannes gedenken zu können, mit dem ich schon in Königsberg und später in Hamburg interessante und informative Gespräche geführt habe. Immer dauerten sie lange, waren durch brillante Wortwahl und treffende Bonmots geprägt und herrlich unkompliziert. Das zeigte er auch mir gegenüber: Ich war für ihn einfach „Frau Ruthchen“. Zu meiner Hochzeit schenkte er mir ein bernsteinverziertes Tischfeuerzeug mit dem Wunsch, „es möge so zünden wie alles, was Sie bisher in Ihrem beruflichen Leben von sich gegeben haben!“ Leider platzten die angeklebten Bernsteinstücke bald ab. Ich betrachtete es nicht als ein unheilvolles Symbol – es lag am Nachkriegsleim!



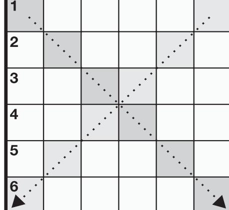
Sudoku



	5	4		1		3	8	
	7		9				2	
3		8						
			1	6			5	3
				5				
9	1			4	7			
						4		8
	6				2		7	
	4	1		3		2	9	

Lösen Sie das japanische Zahlenrätsel: Füllen Sie die Felder so aus, dass jede waagerechte Zeile, jede senkrechte Spalte und jedes Quadrat aus 3 mal 3 Kästchen die Zahlen 1 bis 9 nur je einmal enthält.

Diagonalrätsel



Wenn Sie die Wörter nachstehender Bedeutungen waagerecht in das Diagramm eingetragen haben, ergeben die beiden Diagonalen zwei deutsche Adelstitel.

1 Kurbad am Mittelrhein, **2** Hauptstadt des Libanon, **3** Zank, Auseinandersetzung, **4** Pflanzenteil, **5** Insel in der Ostsee, **6** scherzhaft: langweilig, träge

Kreiskette

Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und laufen in Pfeilrichtung um das Zahlenfeld herum. Wenn Sie alles richtig gemacht haben, nennen die elf Felder in der oberen Figurenhälfte ein anderes Wort für Rendezvouz, Stelldichein.

1 Briefumschlag, 2 Rennpferd, 3 Hemmvorrichtung, 4 Qualle (Zoologie), 5 parlamentarische Beratung

1 2 3 4 5

Es gibt eine Kontinuität beim Reisestreß

Ein Blick in historische Quellen aus der Postkutschenzeit offenbart erschreckende Parallelen zur Gegenwart

Von KLAUS J. GROTH

Morgen ist gut reisen, übermorgen besser, am besten bleibet, ich bleibe auch.“ Der Wirt einer Herberge bei Hamburg animierte vor 130 Jahren mit diesem Spruch seine Gäste, auf die strapaziöse Fortsetzung ihrer Reise zu verzichten. Sein Erfolg muß bezweifelt werden. Allen bekannten Strapazen zum Trotz: Den Ruf als Reiseweltmeister lassen sich die Deutschen so schnell nicht nehmen. Auch wenn über die Hälfte der Heimkehrer froh ist, wenn die eigenen vier Wände nach überstandenem Urlaubsstreß endlich wieder erreicht sind. Allen frustrierten Rückkehrern zum Trost: Die Quellen des Unmuts sind zur Zeit des Massentourismus die gleichen wie zur Zeit der Postkutsche. Ein Blick in alte Reiseschilderungen zeigt es.

Ganz vorne an stehen bei den Urlaubsärgernissen heute Straßenverkehr und Staus. 28 Prozent der Urlauber klagen darüber. In der Zeit, als die Reise mit Pferd und Wagen gemacht wurde kein Thema? Im Gegenteil. Das alltägliche Chaos auf den Straßen hatte allerdings andere Ursachen. Über eine Fahrt von Schwäbisch-Gmünd nach Ellwangen wurde 1721 so berichtet:

Ein Mann nebst Frau, Magd und Knecht benutzten ein zweispänniges Planwägelchen, das aber die 40 Kilometer zwischen beiden Orten nicht durchhielt. Schon in der ersten Stunde nach dem Start blieb der Wagen im Mist stecken.

„Bis über die Knie im Dreck patschend“ mußten die Reisenden das Gefährt wieder flott machen. Im Dorf Böbingen lenkte der Knecht den Wagen „mit dem linken Vorderrad unversehendlich in ein Mistloch, daß das Wägelchen überkippte und die Frau Eheliebste sich Nase und Backen an den Planreifen jämmerlich zerschund“.

Zwischen Möggingen und Aalen war der Weg dann so morastig, daß drei zusätzliche Pferde gemietet werden mußten, um das Gefährt voran zu bringen. Dennoch erreichte man erst nach sechs Stunden mitten in der Nacht die Stadt. Kurz vor dem Dorf Hofen zerbrach der Wagen am nächsten Tag mitten in einer großen Pfütze, wobei „alle garstig beschmutzet wurden“, der Magd „die rechte Achsel auseinander gebrochen“, dem Knecht „die Hand zerstauchet“, ein Pferd „am linken Vorderlauf vollständig gelähmet worden“. Nach drei Tagen erreichte die Gesellschaft mit einem gemieteten Leiterwagen „ganz erbärmlich zusammengeschüttelt“ ihr Ziel.

Wer sich heute über das Urlaubswetter beklagt – und darüber ärgern sich 25 Prozent – mag sich trösten lassen durch dieses Zitat aus der 1790 erschienenen „Geographisch- und statistischen Beschreibung des Herzogthums Holstein“: „Das Postwesen hat nichts Vorzügliches: vors erste hat man offene Postwagen, wo man Regen, Schnee und Wind bey Tag und Nacht ausgesetzt ist, oft verstatten die Wege kein geschwindes Fortkommen, oft aber auch der Eigensinn der Postillione, die grob sind und langsam fahren, wenn sie unterwegs nicht mit Branntwein, Toback, Bier etc. freygehalten sind.“

Die Gauner reisen immer mit. Oder sie sind schon am Urlaubsziel. 17 Prozent der Reisenden haben heute Angst vor Kriminalität in den Ferien. Wer glaubt, das zumindest sei früher anders gewesen, lese in Reisehandbüchern des 18. Jahrhunderts: „Wenn der Reisende aber in einem Wirtshaus zu übernachten gezwungen ist, besonders wenn es einzeln und allein liegt, und daher ein wenig verdächtig ist, so lasse er sein Licht die ganze Nacht durch brennen. Ehe er zu Bette geht, durchsuche er das ganze Zimmer, wo sich etwa jemand verbergen könne, schließe sodann das Zimmer von innen zu, und lege inwendig ein Vorlegeschloß an. Hat er Gewehr bei sich, so zeige er es dem Wirthe, ohne ihm selbst Verdacht merken zu lassen ... Glaube er ja nicht, daß schon alles wohl verwahrt sei, wenn er das Zimmer sorgfältig zuschließt, denn der Aufwärter oder der Wirt haben ihren besonderen Schlüssel. Er hüte sich, sein Zimmer, noch viel weniger seinen Koffer offen stehen zu lassen, wäre es auch nur, daß er sich nur einige Minuten von demselben entfernte, denn wie leicht kann nicht da etwas gestohlen werden. Ehe er sich abends zu Bett legt, verriegele oder verschließe er das Zimmer von innen. Er kann sich hierzu eines mitgeführten Riegelschlosses, das mit Bequemlichkeit an jede Thür angeschraubt werden kann, bedienen ...“

Der Urlaub als Dauerstreß – weil das Programm zu dicht ist, weil man sich zuviel auferlegte – das hat für 14 Prozent der Urlauber heute die letzten Ferien beeinträchtigt. Sie hätten gewarnt sein können, seit 200 Jahren bereits. Da empfahlen „Reiseklugheiten“ schon: „Ein jeder Reisender sollte, ehe er die Reise antritt, den Zweck derselben wohl überlegen und festsetzen, denn wer alles sehen und tun will, sieht und tut nichts. Wenn derjenige, welcher reisen will, um Ackerbau und Manufakturen kennen zu lernen, Gemäldesammlungen sieht, wovon er vorher keine Kenntnis hatte; wenn der Maler oder Kunstliebhaber Naturalienkabinette besucht, ohne die Naturhistorie zu verstehen; wenn der Kenner der Naturhistorie zu Soldatenmanövern reitet, ohne zu wissen, was Taktik ist; so können alle diese Reisende wohl mit Dingen solcher Art ihre Zeit ganz angenehm hinbringen, werden aber keinen Nutzen von ihrem Angaffen haben, und vielmehr dadurch abgehalten werden, Dinge zu betrachten, die ihnen wirklich nützlich gewesen sein würden.“

Zu den großen Ärgernissen während des Urlaubs gehören heute Streß mit Partnern, Kindern und Mitreisenden. Diese Klagen liegen fast gleichauf mit denen über mangelnde Hygiene und Sauberkeit. Und sind nicht immer voneinander zu trennen. Auch diese Beschwerden sind so alt wie das Reisen selbst. Reisende des 18. Jahrhunderts beklagen sich über die „dummen, abgeschmackten, oft zotenhaften und schmutzigen Reden und Gespräche der ehrsamen bunten Reisekompagnie“, über den „oft pestilenzialischen Gestank unsauberer Reisegesellschaften“. Solchermaßen an Körper und Geist gequält, wird, „wer acht Tage so gefahren ist, ein ganz anderer Mensch geworden sein; wunderlich, träge, gelähmt am ganzen Körper; wachend wird er schlafen, die Augen eingefallen das Gesicht aufgedunsen, die Füße geschwollen, der Geist abwesend und zerstreut“. Was hier beschrieben wird, ist nicht der Zustand nach dem Ende einer vierzehntägigen Busreise durch die Dornensteppe Namibias, sondern der Stoßseufzer eines Reisenden im Jahre 1793.

Und dann ist da noch die Unterkunft, die nicht den Angaben des Reisebüros oder des Katalogs entsprach. Elf Prozent der heutigen Reisenden sind mit der an Ort und Stelle vorgefundenen Qualität unzufrieden. Als der Engländer Thomas Nugent 1766 eine Studienfahrt durch Mecklenburg machte, beschrieb er sein Quartier in Dassow so: „Das Wirtshaus machte zwar von außen eine ziemlich triste Figur, allein wir wurden doch sehr gut bewirthet. Übrigens waren im ganzen Hause nur zwei höchst mittelmäßige Betten ..., die übrige Gesellschaft, worunter auch einige Herren zu Pferde waren, lagen alle auf Streu. Ein solches Strohlager ist gar so schlecht eben nicht, als man denken sollte; ich hatte es schon verschiedene Male ohne sonderliche Unbequemlichkeit darauf versucht ... Das Stroh wird auf die Erde hingestreut und zum Haupte etwas erhöht, alsdann wird ein Bettuch darüber gedeckt, für jeden ein Kissen hingelegt, und dann legen sich alle in einer Reihe hin. Etwas undelikat ists freilich, daß auch Weiber in eben dem Zimmer schlafen, indessen sie kleiden sich nie ganz aus, sondern ziehen in einem anderen Zimmer bloß ihre obersten Röcke ab. Das Zimmer ist gewöhnlich so heiß als der Ofen selbst.“



Ob zur Zeit des Massentourismus oder der Postkutsche: Die Quellen des Unmuts sind die gleichen. Fotos (2): WDR, Murgtal

Im Urlaub und nach dem Urlaub hagelt es Beschwerden. Eine halbe Million Reklamationen gehen bei den Reiseveranstaltern jährlich ein. Für manchen mag eine solche Beschwerde eine Verlängerung des Urlaubsvergnügens sein. Wer aber schon während der Ferien die Reise genießen möchte, dem empfahl vor 200 Jahren der „Versuch über die Kunst zu reisen“ von Ernst Ludwig Posselt: „... sich beständig aufgeräumt und bey guter Laune zu erhalten.“ Nur so seien all die Unbequemlichkeiten, die widrigen Zufälle, das böse Wetter, die schlechte Kost, das üble Nachtlager, die Habsucht von Postmeistern und Wirten, die Korruption von Zollbeamten und Visitatoren zu ertragen. Wenn auch im Laufe der Zeit die Wegelagerer in andere Rollen schlüpften, die Anlässe zur Klage sind die gleichen geblieben. Die Gegenmittel sind es auch. Gegen den Urlaubsstreß, den Posselt noch schlicht als Ungemach bezeichnete, „ist keine andere Hülfe, als Gelassenheit und die Aufopferung von einigem Gelde“.

Ein letztes Mal durch Rammen zum Erfolg

Vor 140 Jahren fand in der Adria mit der österreichisch-italienischen Schlacht von Lissa das erste Seegefecht mit Panzerschiffen statt

Im deutsch-deutschen Duell von 1866, das den deutschen Dualismus beendete, hat Österreich zwar mit der Schlacht von Königgrätz gegen die Preußen den Krieg verloren, aber nichtsdestoweniger die Seeschlacht von Lissa gegen Preußens Verbündeten Italien gewonnen.

Nach der preußisch-österreichischen Entscheidungsschlacht in Böhmen sah Italien die Gefahr, daß die beiden deutschen Hauptkontrahenten sich einigten und der Krieg zu Ende ging, bevor es selber genügend Faustpfänder erobert hatte, um seine Gebietsforderungen bei Friedensverhandlungen durchsetzen zu können. Preußens südeuropäischer Verbündeter hatte bis dahin keine Erfolge aufzuweisen. Der Kommandant der italienischen Flotte, Admiral Carlo Persano, wurde deshalb vom Oberbefehlshaber der Marine angewiesen, irgendeine erfolgversprechende Aktion durchzuführen. Die Wahl fiel auf die Eroberung der zur Donaumonarchie gehörenden kroatischen Insel Lissa, deren strategische Bedeutung die Bezeichnung „Gibraltar der Adria“ anklingen läßt. Von dort sollte dann eine Invasion der adriatischen Küste vorbereitet werden.

Flottenchef Carlo Persano verfügte für dieses Unternehmen über zwölf moderne Panzerschiffe und elf hölzerne Linienschiffe mit zusammen 382 Kanonen. Zu seiner Flotte gehörte mit dem Flaggschiff „Affondatore“ auch das weltweit erste Panzerschiff mit drehbaren Panzertürmen. Persano war mit seiner Flotte in der Adria auf und ab gefahren, um die zahlenmäßig und technisch unterlegene Flotte des Kaiserstaates zum Kampf herauszufordern, aber sie ließ sich nicht provozieren. Als er sich nun jedoch gegen Lissa wandte, stellte sich Konteradmiral Wilhelm Freiherr von Tegetthoff nolens volens mit seiner Flotte zur Schlacht.

Seit dem 17. Juli 1866 lagen die österreichischen Verteidiger der befestigten Insel unter italienischem Artilleriefeuer. Für den 21. Juli hatten die Italiener die Landung vorgesehen. Um 9 Uhr sichtete Tegetthoff den Gegner. Als er sich diesem nahe genug wähnte, befahl er: „Distanzschießen – den Feind rammen“. Da die Italiener an Zahl überlegen waren und auch die modernere Flotte hatten, wollte er den Gegner einfach rammen, so wie vor 1000 Jahren auch schon Seeschlachten entschieden worden waren. Der von den Dampfschiffen produzierte Kohlenebel sorgte auf dem Schlachtfeld für Verwirrung und half dabei dem Österreicher, seinen Plan zu realisieren und nicht statt dessen vor dem Rammangriff von den Italienern zusammengeschossen zu werden.

Der italienische Flottenchef hatte seine Flotte verzettelt, anstatt sie zusammenzuhalten. So gelang es Tegetthoff um 10.50 Uhr, die italienische Gefechtsformation zu zersprengen, und damit begannen die Nahkämpfe. Die technische Überlegenheit der italienischen Schiffe kam damit kaum noch zum Tragen. Tegetthoffs Flaggschiff „Ferdinand Max“ rammte am Heck das Panzerschiff „Palestro“; und der kroatische Fähnrich Nikola Karkovic sprang auf das feindliche Schiff und holte dort die italienische Flagge nieder und brachte sie als Kriegsbeute auf die „Ferdinand Max“. Zeitgleich duellierten sich das Linienschiff „Kaiser“ und das neueste und modernste Schiff der Italiener, die „Affondatore“.

Die Schlachtentscheidung fiel durch einen weiteren erfolgreichen Rammstoß. „Ferdinand Max“ fuhr mit voller Geschwindigkeit, 11,5 Knoten, auf das am Ruder beschädigte Panzerschiff „Re d'Italia“ zu und traf es mittschiffs. Binnen drei Minuten war es versunken und hatte dabei – je nach Quelle – zwischen 381 und 560 Mann der Besatzung einschließlich des Kommandanten mit in die Tiefe genommen. Das Panzerschiff „Palestro“ lag währenddessen schwer beschädigt zwischen den Linien.

Zur Mittagszeit näherte sich die Schlacht allmählich ihrem Ende. Tegetthoffs Schiffe liefen in den Hafen von Lissa ein, während die Italiener westliche Kurse steuerten. Als Spätschaden der Schlacht explodierte um 14.30 Uhr auf der von den Österreichern in Brand geschossenen „Palestro“ die Munition. Das Schiff sank. Nur 19 der 250 Mann Besatzung überlebten das Unglück.

Damit hatten die Italiener ihr zweites Schiff verloren. Drei Tage später ging schließlich in Ancona auch noch die „Affondatore“ unter, auch dieses eine Folge der vor Lissa erfolgten Feindeinwirkung. Währenddessen blieb den Österreichern ein Schiffsverlust erspart. Auch hinsichtlich der Menschenverluste ist der Ausgang der Schlacht eindeutig. 643 Gefallenen auf italienischer Seite standen 38 auf österreichischer gegenüber. Auch die Behandlung der Befehlshaber spricht eine eindeutige Sprache. Admiral Persano wurde seines Amtes enthoben und aus dem Marinedienst entlassen. Konteradmiral Tegetthoff hingegen wurde für Mut und Tapferkeit zum Vizeadmiral befördert.

Unabhängig von Siegern und Verlierern förderte dieses erste Seegefecht der Geschichte, in dem Panzerschiffe eingesetzt wurden, in technischer Hinsicht zutage, daß die Artillerie zu jener Zeit noch so wirkungsschwach war, daß sie die Standfestigkeit der Schiffe nur schwer gefährden konnte. Die Konsequenz hätte eine Weiterentwicklung der Artillerie sein müssen. Das geschah zwar auch, doch wurde nichtsdestoweniger aus dem Gefechtsverlauf die Lehre gezogen, daß das Rammen eines feindlichen Kriegsschiffes noch immer eine Alternative zum Artilleriebeschuß sein könne. Bis zur Jahrhundertwende, ja sogar noch nach der Aufnahme des Großkampfschiffbaus erhielten alle größeren Kriegsschiffe deshalb einen Rammbug, um im Nahgefecht den Gegner durch Rammen zu versenken. Durch die parallele Entwicklung durchschlagskräftigerer Kanonen kam es jedoch kaum noch zu Nahgefechten. So ist nach der Schlacht von Lissa kein größeres Kriegsschiff mehr durch Rammen versenkt worden.

Klaus Gröbig / I. H.



Vom Glück verstoßen

Schwungvoll Lebenserinnrungen der Rauthgundis Baronin von Eberstein

„Erstens möchte ich darauf hinweisen, daß andere Leute in meinem Alter längst pensioniert sind, während ich mich jetzt mit 95 Jahren immer noch mit der Formulierung meiner Memoiren amüsieren darf, nachdem ich nun vor drei Jahren endlich damit angefangen habe ... Diese Mühe nehme ich auch nur auf mich, um das Versprechen meines Sohnes gegenüber einzulösen, das ich ihm erstmals vor 50 Jahren gab.“ Die schon in dem Vorwort zu ihrem Buch „Ein Leben in zwei Jahrhunderten in zwei Kontinenten – Von Genshagen nach San Francisco“ ziemlich bärbeißig erscheinende Rauthgundis Baronin von Eberstein blickt auf gut hundert Jahre selbst erlebte deutsche Geschichte zurück. Die 2002 im Alter von fast 101 Jahren verstorbene Baronin hat zwar die Veröffentlichung ihrer Autobiographie selbst nicht mehr miterlebt, aber ihre Aufzeichnungen hat sie weitgehend vollenden können. Das Engagement ihrer drei Kinder hat es möglich gemacht, daß die Niederschrift über das bewegte Leben der im von den Sowjets enteigneten Schloß Genshagen Aufgewachsenen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird.

Lebendig beschreibt die Autorin ihre Kinderzeit im ländlichen Idyll sowie ihre Jugendjahre im strengen Internat. Auch von der durch Lieblosigkeit gekennzeichneten Beziehung zu ihrer Mutter berichtet Rauthgundis Baronin von Eberstein. Als die adlige junge Dame auch noch einen Bürgerlichen ehelichte, ging ein nie mehr zu kittender Riß durch das Mutter-Tochter-Verhältnis. Dabei hatte doch alles so schön angefangen. „Hier haben wir als Eltern also alles, was schön und gut ist: Eine junge Dame aus der preußischen Gesellschaft, deren Vater temporär zweiter Mann im Staate ist und einen jungen Mann aus deutschem Uradel, preußischer Offizier und späterer Großgrundbesitzer. Es wurden also mitgebracht: Adelsnamen bester Qualität, Beziehungen, Bildung und Benimm und finanzielle Sicherheit.“ Dieser Linie durchbrach die junge Rauthgundis nun. Später zeigte sich bedauerlicherweise, daß der Angetraute den Bruch mit der Familie nicht wert gewesen war. Auch mit ihrem zweiten Mann hatte die inzwischen mit drei Kindern gesegnete Mutter wenig Glück.

Mit leichter Feder erzählt die Autorin von mißglückter Ehe, Zweitem Weltkrieg, Hunger, Enteignung, Armut im Westen, Auswanderung in die USA, der dortigen Armut, dem finanziellen Aufstieg in den Mittelstand und ihren letzten Lebensjahren.

Aufgrund der unterhaltsamen Anekdoten stört es nicht weiter, daß die betagte Autobiographin manchmal in der Zeit springt, ihre Formulierungen verbesserungsfähig wären und sie an manchen Stellen zu persönlich wird. *R. Bellano*

Rauthgundis Baronin von Eberstein: „Ein Leben in zwei Jahrhunderten in zwei Kontinenten – Von Genshagen nach San Francisco“*, bod, Norderstedt 2006, broschiert, 307 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 5617*

Wohlwollend

Grieche analysiert Deutschland

Wir alle leben in einer seltsamen Zeit: Alles wandelt sich – gesellschaftliche und politische Strukturen und die dazugehörigen Werte verändern sich schneller, als die Zeitgenossen ertragen können. Deshalb klammern sie sich an vertraute Dinge der Vergangenheit. Möglichst soll sich nichts ändern, weil von jeder Neuerung eine Verschlechterung befürchtet wird. Das ist die Widersprüchlichkeit: Zwang zum Neuen und Klammern ans Gestern – unvereinbar und doch gleichzeitig. Diese Gegensätzlichkeit äußert sich auch in der Buchproduktion. Eine Fülle aktueller, aber bald vergänglicher Gegenwartsanalysen bricht über uns herein. Autoren wie Birg, Henkel, Miegel, Schirrmacher, Sinn und andere schreiben schneller, als der verwirrte Bürger lesen kann. Da mag es erfrischend sein, wenn ein Deutschland verbundener Ausländer aus räumlicher Distanz den Deutschen den Spiegel vorhält.

Es geht hier um das Buch von Gregor Manousakis. Heute in Athen lebend, hat er viele Jahre als Wissenschaftler und im diplomatischen Dienst seines Landes in Deutschland zugebracht. Der Autor steht Deutschland und den Deutschen sehr positiv gegenüber. Gerade deshalb stellt er die Frage, was in der Vergangenheit für Deutschland falsch lief, warum das geschah und welcher Rat der heutigen deutschen Politik gegeben werden sollte. Deutschland, in der Mitte Europas, war seit seiner Einigung zur Zeit Bismarcks, stärker als jeder seiner Nachbarn, aber schwächer als alle zusammen. Die Mittellage führte zu Konflikten mit den Nachbarn, die Deutschland 1914–18 als auch 1933/39–45 nicht bestehen konnte. Daraus folgert der Autor, Deutschland solle heute eine proeuropäische Politik betreiben, weil es nur innerhalb Europas, aber nicht dagegen, eine bestimmende Rolle spielen könne.

Scharf kritisiert Manousakis die „Bewältigung der Vergangenheit“ und die nach 1990 betriebene Geschichtspolitik. Die Bindung Deutschlands an die USA ist mehr als ein Bündnis, es handelt sich um ein vormundschaftliches Verhältnis, das auf der Schwächung deutschen Selbstbewußtseins beruht. Der Generationenkonflikt (Distanz zu den „Nazi-Eltern“), die Umerziehung, der Kampf gegen Rechts sind Methoden, die Deutschen in die Gemeinschaft mit ihren „Freunden und Verbündeten“ einzupassen. Die Schwächung des Selbstbewußtseins, notwendig, um die Deutschen gefügig zu halten, mindert aber auch die Bereitschaft zur Tat. Dieses Dilemma kann, so sagt Manousakis, nur aufgehoben werden, wenn Deutschland sich aus Überzeugung in Europa der Rolle annimmt, die ihm aufgrund seiner Stärke zuwächst.

Soweit diese Deutung der Situation Deutschlands in Europa. Sie steht, wie eingangs bemerkt, neben vielen anderen, von denen sie sich durch die Persönlichkeit und die Herkunft des Verfassers unterscheidet: Ein wohlwollender Ausländer, der die Ereignisse in Deutschland von ferne betrachtet. Deshalb ist das Buch dringend zu empfehlen. *H.-H. Knütter*

Gregor M. Manousakis: „Irrationale Elemente deutscher Politik – Von Bismarck bis Schröder“*, Verlag Tsoukatou, Athen 2005, 270 Seiten, 24.90 Euro, Best.-Nr. 5619*



Gewöhnungsbedürftig

Moderner Krimi mit Sagenelementen durchmischt

Nach dem dramatischen Aus ihrer Ehe mit Frédéric Forster, einem gutsituierten Banker, flüchtet Sonia, ihres Zeichens gelernte Physiotherapeutin, ins verträumte Bergdorf Val Grisch, um dort eine Stelle in dem schicken Wellness-Hotel „Gamander“ anzunehmen.

Die furchtbaren Bilder, als Frédéric sie sogar mit einem Messer bedrohte, kann sie jedoch nicht vergessen, und auch die Tatsache, daß er fürs erste in der Psychatrie festsitzt, bietet ihr keinen wirklichen Trost. „Und wieder die gleichen Bilder: Die zerberstende Scheibe neben der Türklinke. Die Hand, die nach dem Schlüssel tastete ... Die Speichelfäden in den Mundwinkeln. Die drei Worte. Drei scharf geschliffene, stahlglänzende Dreiecke: Ich. Kill. Dich.“

Hinzu kommt noch, daß ihr seit einem eher unfreiwilligen LSD-Trip einstweilen die Realität zu entweichen scheint. Geräusche bekommen einen Geschmack, Farben werden stofflich und entwickeln einen eigenen Geruch ... Da kann auch ihr treuer Wellensittich Pavarotti mit seinem äußerst realen Gesschilpe und geräuschvollem Käfiggehopse nicht mehr helfen.

Als plötzlich seltsame Ereignisse das Hotel und besonders Sonia heimsuchen, beginnt sie vollends an sich und ihrer Wahrnehmung zu zweifeln.

Auf der Suche nach einer logischen Erklärung findet sie ein altes Buch, das eine Sage aus der Umgebung erzählt.

Das Unheimliche an dieser äußerst mysteriösen Geschichte ist, daß deren Inhalt quasi den Schlüssel für die seltsamen Begebenheiten im Hotel liefern würde, wenn, ... ja wenn man den Pfad der Vernunft verlassen und der schaurigen „Sage des Teufels von Mailand“ Glauben schenken würde ...

„Der Teufel lächelte. ‚Bevor du ablehnst, höre die Conditionen.‘ ... ‚Wenn es Herbst wird im Sommer, Wenn es Nacht wird am Tag, Wenn die Glut brennt im Wasser, Wenn es tagt beim zwölften Schlag ... Wenn zum Mensch wird das Tier ... Erst dann gehörst du mir.‘“

Das verträumte Bergdorf liefert einen romantischen Hintergrund für die eigentliche Handlung, und die mystische Sage rankt sich wie ein Efeu um Sonias detektivische Suche nach schlüssigen Erklärungen.

Der Schweizer Bestseller-Autor Martin Suter besticht auch in diesem Roman durch seinen klaren, gradlinigen Schreibstil.

Leser, die bisher jedoch nur Suters Erstlingswerk „Small World“ oder seinen Bestseller „Business Class“ gelesen haben, werden sich auf etwas ganz Neues gefaßt machen müssen.

Diese Mischung aus alter Sage und modernem Kriminalroman hat es in sich. *A. Ney*

Martin Suter: „Der Teufel von Mailand“*, Diogenes, Zürich 2006, geb., 297 Seiten, 19,90 Euro, Best.-Nr. 5618*

Der erste Mann

Durchwachsene Biographie über George Washington

George Washington gehört mit zu den wichtigsten Gestalten der Weltgeschichte. Der erste US-amerikanische Präsident war Vorkämpfer im Unabhängigkeitskampf gegen Großbritannien und Former der jungen Demokratie.

Joseph J. Ellis, Pulitzer-Preisträger und einer der bekanntesten US-Historiker, hat sich nun in seiner neuesten Veröffentlichung der Ikone angenommen.

Der Autor wuchs in Alexandria in Virginia auf, von wo aus er mit der Schule leicht das nahegelegene Gut des großen Mannes besuchen konnte. Die Nonnen, die ihn unterrichteten, fuhren regelmäßig mit ihren Zöglingen an eine der Stätten, die mit George Washington in Verbindung gebracht werden können. So war Joseph J. Ellis letztendlich mit Informationen über den für ihn trotz allem „unnahbaren“ General der Revolutionsarmee so „überfüttert“, daß er jahrzehntelang keinen sachlichen Blick auf das Objekt der US-amerikanischen Bewunderung lenken konnte.

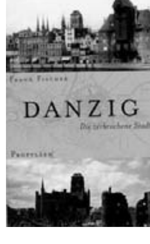
In „Seine Exzellenz George Washington“ schildert Ellis die schwere Jugend, des jungen Washington, dessen Familie nicht genügend Geld hatte, um dem kleinen George eine gewisse Bildung zukommen zu lassen. Durch Zufall landete er beim Militär, wo er im Kampf gegen Franzosen und Indianer eher weniger glorreiche kleine Territorialschlachten focht. So verdunkelt bis heute ein Massaker Washingtons Bilanz dieser Tage. Der frühe Tod seines älteren Bruders brachte ihn in Besitz der elterlichen Plantage und durch die Eheschließung mit einer reichen Witwe hatte er finanziell ausgesorgt. Zwar mußte er den Reichtum erst mit seinen beiden Stiefkindern teilen, doch da beide jung verstarben, konnte Washington früh über die Gelder frei verfügen, und so durch geschickte Investitionen sein Vermögen vermehren.

Obwohl Washington schon früh militärische Führung übernahm, kultivierte er gegenüber seinen Soldaten „das Image eines sorgenden, aber strengen Vaters im Verhältnis zu seinen Kinder“. Als man ihm den Oberbefehl über die Revolutionsarmee zutrug, wußte der inzwischen schlachtenerprobte Militär, daß entweder bei einem Sieg ewiger Ruhm oder bei Versagen der Henker ihn erwartete. Washington ging das Risiko ein und siegte, wobei er keine Gnade für jene kannte, die sich seinem Befehl verweigerten: Deserteure wurden ohne Rücksicht auf vorherige Leistungen hingerichtet.

Nach der militärischen Karriere folgte die politische. Hier erwies sich Washington als wirklicher Stratege und schaffte es, die in sich zerstrittenen Amerikaner in seine Richtung zu bewegen. Die vielgerühmte US-Verfassung ließ hierbei allerdings auf sich warten, statt dessen stritten sich die Herren Abgeordneten, wie man den Präsidenten am besten anzusprechen habe. Während die damals noch nur aus 13 Staaten bestehenden Vereinigten Staaten von Amerika schon 1776 ihre Unabhängigkeit erklärten, wurde erst 1787 die Verfassung verabschiedet. In dieses verworrene Hin und Her jedoch eine klare Ordnung zu bringen, gelingt dem Autor nicht.

Am Ende der Lektüre ist George Washington dem Leser nicht wirklich sympathisch geworden, auch sucht man vergebens nach dem erwarteten Genie. Statt dessen hat man einen Egoisten mehr in der Weltgeschichte entdeckt, dem in den Gründungsjahren der jungen Demokratie wichtiger war, seine Korrespondenz von Angestellten für die Nachwelt dokumentieren zu lassen, als der Bevölkerung zu helfen. Allerdings drängt sich auch ein wenig der Eindruck auf, daß der Autor Washington seine „Überfütterung“ aus Schulzeiten übel nimmt, und daher nicht in der Lage war, den ersten US-Präsidenten in einem weicheren Licht zu zeichnen. *Bel*

Joseph J. Ellis: „Seine Exzellenz George Washington“*, C. H. Beck, München 2005, geb., 250 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 5620*



Auferstanden

Die bewegte Geschichte Danzigs

Frank Fischer hat die besten Anlagen, um die vermeintlich langweilige Historie einer Stadt genießbar zu schildern. Mit schriftstellerischer Bravour und quellengesättigt hat er eine spannende Erzählung geformt. Die tragische Heldin: die Stadt Danzig.

Der Autor beginnt das tausendjährige Drama gleich mit dem brutalen Tod der Heldin. In einem blutigen Feuerwerk geht die zur Festung erklärte und erbittert verteidigte Stadt Danzig am 29. März 1945 endgültig unter.

Fischer, der bisher vor allem zur Geschichte der SPD publiziert hat, kann in diesem Kapitel seine politisch korrekte Haltung freilich nicht verbergen und leistet sich bei der Bewertung des Verhaltens der sowjetischen Eroberer einen gänzlich unhaltbaren Vergleich zu dem Gebaren siegreicher Wehrmachtsoldaten. „Die Bilder ähnelten sich: Eine betrunkene, aufgeputschte Soldateska konnte ihren niedrigsten haßerfüllten Rachegelüsten durch Plünderung, Raub, Vergewaltigung, Erschießungen, Totschlag, Mord und Brandschatzung freien Lauf lassen“, so Fischer. Liest man sich durch solchen Unsinn hindurch, so stößt man jedoch auch auf eine umfassende Schilderung der sinnlosen Gewalt der Sowjets gegen die Stadt.

Mit der so aufgebauten Spannung gleitet Autor Fischer in das Leben der Stadt, dessen Nachruf er mit seinem Buch „Danzig – Die zerbrochene Stadt“ vorgelegt hat.

Immer wieder historische Zitate heranziehend beschreibt der Autor das Leben des selbstbewußten und stolzen „Venedig des Nordens“. Danzig, unsere Heldin, bleibt die längste Lebenszeit ledig und selbstbestimmt. Zwar begibt sich die höchst eigennützige Hanseatin je nach Dominanzverhalten und Belagerungserfolg der Werber unter oft wechselnde Schutzherrschaft des Deutschen Ordens, Polens, Sachsen-Polens, Schwedens, Frankreichs, Preußens, des Völkerbunds und des Deutschen Reichs. Dennoch, die Wirtschaftsmetropole der Ostsee vermag ihre Privilegien die längste Zeit zu wahren.

Auf Preußen hat sich Danzig wohl am wenigsten gefreut, denn mit seiner Herrschaft endet auch die Zeit der Privilegien.

Aber auch hier gilt „das geflügelte Zeitwort: ‚Niemand wird Preuße denn aus Not. Ist er's geworden, dankt er Gott.‘“, wie der Autor meint. In der Tat, die Heldin hat sich lange vor Preußen geziert. Doch durch Wirtschaftsblockade ausgezehrt, stellte sich die zwangsverheiratete Stadt schnell auf die umfangreichen Änderungen (Beseitigung hanseatischer Verfassungsrelikte und Einführung des Allgemeinen Preußischen Landrechts) ein. Die Ehe mit Preußen verläuft glücklich.

Es darf daher wenig verwundern, wenn unsere Heldin die Zwangsscheidung von Preußen 1919 und das Dasein als Freistaat wenig ersprießlich findet.

Die Wiedereingliederung in das Deutsche Reich wird zwar noch mit breitem Jubel aufgenommen. Doch schon im Mai 1941 – Hitler besucht zum zweiten Mal Danzig, seine Armeen sind auf allen Schlachtfeldern noch immer siegreich (zuletzt auf dem Balkan) und den ersten Luftangriff erlebt die Stadt erst im Juli 1942 – wird der Besuch des Führers nicht mit Jubel quittiert. Blumenteppich-Inszenierungen entfallen, Sachlichkeit prägt das Bild.

Es kommt wie es kommen muß, die Heldin stirbt. Doch Danzig wäre nicht Danzig, wenn die stolze Stadt nicht auch eine Solidarnosc-Bewegung hervorbrächte. Fischer schließt mit einem Ausblick in die Zukunft.

Leider endet das Buch auch wie es beginnt, mit dumpfer politischer Korrektheit. Völlig unnötig nennt Fischer die Stadt ab Kriegsende konsequent nur noch Gdansk. *Bernhard Knapstein*

Frank Fischer: „Danzig. Die zerbrochene Stadt“*, Propyläen Vlg., Berlin 2006, 416 Seiten, 24,90 Euro, Best.-Nr. 5463*

Buch der Woche

Martin Schmidt

Reisen zu den Deutschen im Osten Europas Zwischen Oder und Memel, Karpaten und Kaukasus

Noch gibt es kleine, oft winzige deutsche Minderheiten in vielen mittel- und osteuropäischen Ländern.

Die Autoren dieses Bandes haben sie besucht - in den baltischen Staaten, im ehemaligen Ostpreußen, in Oberschlesien, Tschechien und der Slowakei, in Ungarn, Slowenien und Rumänien, ja sogar in Georgien. In 30 reich bebilderten Beiträgen entstehen berührende Porträts dieser letzten Deutschen, jener winzigen Reste früher blühender Volksgruppen. Mit den deutschen Minderheiten verschwindet auch unwiederbringliches Kulturgut und ein Stück Vielfalt, die einst den besonderen kulturellen Reichtum Mittel- und Osteuropas ausmachte.

Darüber hinaus liefern Infoblöcke allen, die selbst die jeweiligen Regionen bereisen möchten, nützliche Informationen.

Geb., 240 Seiten
Best.-Nr.: 5626, € 29,90

MELDUNGEN

»Wer sich nicht integriert, sollte gehen«

Potsdam – Brandenburgs Innenminister Jörg Schönbohm hat vorgeschlagen, daß Ausländer, die sich nicht in die deutsche Gesellschaft integrieren wollen, „unser Land lieber wieder verlassen sollten“. Dies schrieb der CDU-Politiker in einem Beitrag für die „Netzeitung“. Ein bloßes Bekenntnis zur Verfassung und Sprachkenntnisse reichten nicht aus. Integration heiße nicht, daß sich Zugewanderte der deutschen Kultur unterordneten. Jedoch müßten sie bereit sein, sich in die Kultur unseres Landes „einzuordnen“.

Neue Krise in der Ukraine

Kiew – Die Ukraine stürzt erneut in eine Regierungskrise. Präsident Wiktor Juschtschenko kündigte via Internet vergangenes Wochenende an, Neuwahlen anzusetzen, falls sich die „verantwortlichen Gruppen“ nicht in der vorgesehenen Frist auf eine Regierung einigten. Zuvor waren überraschend die Sozialisten aus dem Juschtschenko-Bündnis ausgeschert und hatten Gespräche mit Ex-Präsident Wiktor Janukowitsch über eine Koalition aufgenommen. Juschtschenko will die Ukraine näher an Nato und EU binden, Janukowitsch gilt als rußlandfreundlich.

ZUR PERSON

Platz machen für die Brüder



Als vierfacher Vater ist Polens frisch zurückgetretener Premier **Kazimierz Marcinkiewicz** (46) beliebt wie kein zweiter Politiker der konservativen Kaczynski-Partei PiS. Sein Rückzug aus der Regierungsspitze kam überraschend, er räumt das Feld für Jaroslaw Kaczynski. Weil dessen Bruder Lech Präsident werden sollte, machten die Zwillinge Marcinkiewicz kurzerhand zum Kanididaten für den Ministerpräsidenten – damals ein geschickter Schachzug.

Nun steht Marcinkiewicz als Bauernopfer da. Erst seit Oktober 2005 lenkte der einstige Publizist, der in den 80er Jahren als Redakteur der Untergrundpresse von Landsberg an der Warthe aktiv war, die Geschicke des Landes. Womöglich gerade weil der frühere Physiklehrer und Wirtschaftsfachmann nicht nur in Umfragen führt, sondern sich besonnener und erfahrener zu geben versteht als seine alten Solidarnosc-Weggefährten, erfolgte nun das Karriereende.

Frust spielt offenbar eine Rolle – „Glücksgefühle“ seien in der Politik eben nicht angebracht, sagte er im letzten offiziellen Interview als Premier im Hinblick auf seine schwierige Koalition mit Bauernpartei und Familienliga. Kontaktscheu ist der Euroskeptiker und Befürworter eines historisch einseitigen „Patriotismusunterrichts“ jedenfalls nicht. Bei dem wegen Ausfällen gegen Minderheiten umstrittenen Thorner „Radio Maryja“ zählt er zu den gerngesehenen Gästen. Nun hat er genug Zeit für andere Pflichten – unter anderem für die als Großvater. *SV*



»Sieht er nicht gesund aus, unser kleiner Liebling?« Zeichnung: Götz Wiedenroth

Spitze des Mistbergs

Die Welt blickt in den italienischen Saustall: Man will ja nicht nachtreten, aber ...
Dann noch was von Birnen und Kartoffeln / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Nachtreten gilt nicht. So ein Titelgewinn ist immer was Feines, das jeder gern hätte, weshalb hinterhergeschobene Bemerkungen über den Sieger einen Beigeschmack haben, sofern es sich nicht um Lob handelt.

Soweit die Regeln des guten Benehmens, zu denen wir später gern zurückkehren werden. Jetzt knöpfen wir uns erstmal diesen merkwürdigen Weltmeister vor. Daß sich diese Leute von einem fauligen Elfmeter über einen knappen Sieg ins Finale geschlichen haben, hat die ganze Menschheit gesehen. Die Sache mit Zidane stinkt auch – und zwar italienisch: Nach der Beleidigung sollte Materazzi froh sein, daß sich seine Nase noch nach außen wölbt.

Die Italiener hat das zunächst alles nicht interessiert, sie haben einfach nur gefeiert. Nun, da der Rausch aus Roms Straßen verschwunden ist, dürften sich einige Stiefelbewohner heimlich wünschen, daß sie den Pokal besser nicht gewonnen hätten. So, wie während der 30 tollen Tage alles auf Deutschland blickte, so richtet sich die gesamte Aufmerksamkeit jetzt auf Italien, das sich dem irritierten Publikum als veritabler Saustall präsentiert. Und bislang haben wir wahrscheinlich nur die Spitze des Mistbergs gesehen!

Der italienische Spitzenfußball ist von vorn bis hinten dermaßen korrupt, daß in Deutschland häufig verschwendete Vokabeln wie „Skandal“ oder „Affäre“ matt und lau erscheinen: Freche Absprachen und ein Netz von Gefälligkeiten in einem Filz, der alle Vorstellungskraft sprengt, ungeheuerliche Lügen und ein Selbstmordversuch. Die Deutschen hätten bei der WM ihre alten Tugenden wie Organisationstalent und Tatkraft wiederentdeckt, heißt es. Da haben es uns die Italiener in gewisser Hinsicht gleichgetan. Auch auf dem Stiefel herrscht der traditionelle Geist, dort manifestiert er sich in „Zuständen wie im alten Rom“. Und so wie die Germanen das Ereignis mit einem fröhlich-naiven Abschiedsfest, ganz nach dem Geschmack des deutschen Michel, beendeten, führen die Italiener großes Schmierentheater auf, in dem das Getöse um Schwindel und Verrat braust.

Allerdings sollten wir nicht ganz so unschuldig tun. Vielleicht haben wir es nicht bemerkt, aber auch wir haben einiges Porzellan zerschlagen. Der österreichische Impressario André Heller ist im Ausland herumgereist und hat schwer traumatisierte Menschen angetroffen. „Wir stehen unter Schock“, verrät der Künstler, „weil wir die Deutschen auf einmal sympathisch finden“. Das tut uns leid, geht uns aber ganz ähnlich.

Es gab Dinge in diesem Land, auf die man früher fest bauen konnte. Die Deutschen waren verläßlich und ihr Verhalten stets voraussehbar. Wenn beispielsweise irgendetwas gründlich schiefging, waren wir zutiefst davon überzeugt, daß mindestens mutwillige Schlamperei oder gar böser Wille am Werk war und reagierten entsprechend. Etwa, wenn jemand zu spät kam oder gar nicht, der Busfahrer plötzlich eine andere Route einschlug oder ein Zug ausfiel. „Ja, ja – mit uns kann man's ja machen!“ Wir waren der „kleine Mann auf der Straße“, den sie immerfort getreten haben, die anderen, die Mächtigen. Diese klar geordnete Weltsicht versetzte uns in eine stabile Dauerverdrießlichkeit, die jederzeit hervorsprudelte, wenn sich eine günstige Gelegenheit bot: „Hören Sie mal, ich sag' Ihnen nur eins ...!“

> André Heller steht unter Schock, weil er »die Deutschen auf einmal sympathisch« findet

So war es, und sollte es eigentlich bleiben. Doch die Selbstverknirpsung hat offenbar Schaden genommen, wie der Verfasser dieser Zeilen erleben mußte. Neulich an einer kleinen Bahnstation bei Hamburg zwei Tage nach der Niederlage gegen Italien: Ohne daß eine Durchsage irgendwelche Hinweise gibt, kommt kein Zug. Das wäre auch früher (noch!) kein Grund zur Aufregung gewesen. Doch dann passiert es: Ein Bus mit der schreckenverbreitenden Aufschrift „Ersatzverkehr“ biegt um die Ecke. Jeder weiß, was das bedeutet: Der gondelt jetzt Dorfbahnhof für Dorfbahnhof ab, braucht ewig, alle werden zu spät kommen. Jetzt hätte nur noch einer das Stichwort („mit uns kann man's ja ...“) geben müssen und alle hätten sich mit lüsterner Inbrunst dem Gemaule hingegeben. Statt dessen besteigen alle fröhlich tratschend den Bus und begrüßten die Fahrerin („Moin!“ „Moin!“), die mit leichter Stimme kundtut, daß sie auch keine Ahnung habe, was eigentlich los sei. Im Bus entsteht sofort eine Stimmung wie auf einem Betriebsausflug, die Fahrerin entschuldigt sich, daß sie keine Bonbons mitgebracht hat („Obwohl ich doch so verfressen bin!“).

Am nächsten Bahnhof hält der Bus, Palaver an der Tür: Einige wollen „gehört“ haben, daß hier doch noch irgendwann ein Zug kommt. Allgemeines Rätseln in heiterer Geselligkeit. Und so geht die Reise weiter. Die Leute scheinen das Chaos als angenehme Abwechslung zu genießen, statt eine Gemeinheit zu wittern. Ist der „kleine Mann“ zum Erwachsenen gereift, der in souveräner Gelassenheit das Beste macht aus Sachen, die er sowieso nicht ändern kann? Hätte André Heller in dem Bus gesessen – der Arme wäre gleich weitergefahren in die Psychatrische Abteilung des Hamburger Universitätskrankenhauses.

Ob das anhält? Kann man schwer sagen. Wer gewachsen ist, kann ja wieder schrumpfen. Was haben Sie denn empfunden, als Angela Merkel mit ihrer Entourage in Dortmund den Rasen betrat, um Klinsmann zu danken? Genau, ich auch: „Oh verdammt, die hatten wir ja völlig vergessen! Da ist sie wieder ...“ Wäre es nicht herrlich gewesen, wir hätten den Weltmeistern statt der öden Kopie des Weltpokals das Original einer richtigen Großen Koalition mitgeben können? Als angemessene Rache für die 119. Minute?

Die hätten die nicht genommen, zu langweilig: Ihr fehlt der leichensüße Duft eines richtigen Skandals, ohne den man in Italien gar nichts werden kann. Aber wohin bloß mit Schwarz-Rot. Daß wir die loswerden müssen, bestreitet niemand. Früher konnte man Regierungen in die Opposition abschieben. Die gibt es in Deutschland aber nicht mehr, ist vergangenen Herbst in der Konsenssoße ersoffen.

Und nun? Aber natürlich! Warum sind wir darauf nicht gleich gekommen! Liebe Polen, wir haben da ein wirklich attraktives Angebot für euch: Bundesregierung spottbillig abzugeben, runtergesetzt (letzteres ist wichtig, damit der Umtausch ausgeschlossen bleibt).

Es wird lange dauern, bis die merken, was wir ihnen da untergejubelt haben. Außerdem ist gar nicht gesagt, ob die Polen das Schnäpchen nicht sogar ein wenig liebgewinnen, mit der Zeit. Denen ist alles recht – ein Volk, das laut Pressebericht eine Kartoffel zum Präsidenten gewählt hat, muß ja ziemlich verzweifelt sein.

Und das ist nicht übertrieben: Der polnische Botschafter in Berlin benimmt sich wie ein afrikanischer Diplomat, der nach einem Putsch zu Hause plötzlich allein im Regen steht, und wettert gegen die eigene Regierung. Das anschwellende Gekicher in allen Teilen der Welt über Lech „die Kartoffel“ Kaczynski geht vielen Polen zunehmend auf die Nerven.

Die ballaststoffreiche Knolle liegt den Nachbarn schwer im Magen, der noch immer ein bißchen nervös ist. Das liegt an der Geschichte, deretwegen die Polen ein schwieriges Verhältnis zu Deutschland hätten, heißt es. Und zu Rußland. Und zu Litauen. Und zur Ukraine. Und zu Tschechien. Und zu ...

Jedenfalls nicht zu Angela Merkel, zumindest ist da noch nichts Wesentliches bekannt geworden. Also sollen sie die doch nehmen. Mit Regierungen, die außer Unordnung und Verwirrung nichts produzieren, haben die Polen Routine und können sehr gut ohne Führung leben. Wir schaffen das nur, wenn Weltmeisterschaft ist. Und deutsche Regierungschefs rasten auch nicht gleich aus, wenn sie mit Obst oder Gemüse verglichen werden, seitdem hier einer 16 Jahre lang Kanzler bleiben konnte, den sie zu Anfang „Birne“ nannten.

ZITATE

Das „Hamburger Abendblatt“ vom 10. Juli analysiert die ***Führungsqualität von Angela Merkel****:*

„Es gibt starke Chefs, die umgeben sich mit starken Leuten, weil sie wissen, daß sie von deren Kritik und Widerspruch und auch deren Können nur profitieren. Und es gibt schwache Chefs, die umgeben sich mit schwachen Leuten, weil sie Angst haben, die Starken könnten besser sein und sie von der mühsam erkämpften Position verdrängen. Angela Merkel gehört eher zur zweiten Kategorie.“

„Die Welt“ vom 5. Juli fragt sich, warum die Deutschen nicht ***gegen*** *die chaotische Regierung von* ***Schwarz-Rot auf die Straße*** *gehen:*

„Sie haben sich längst damit abgefunden, daß die Politik der Großen Koalition nicht die Kunst des Möglichen ist, sondern die große Kunst, auch noch das Mögliche unmöglich zu machen.“

Alice Schwarzer *erklärt in der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 4. Juli:*

„Das Kopftuch ist die Flagge des Islamismus. Es ist das Zeichen, das Frauen zu Menschen zweiter Klasse macht.“

Die „Süddeutsche Zeitung“ vom 11. Juli rätselt über die ***Ausfälle*** *der* ***polnischen Regierung*** *zur „taz“-Satire:*

„Offenbar ist bei Kaczynski nicht angekommen, daß sich schon die ganze Welt über die Aufregung an der Weichsel amüsiert.“

Nachwehen

Man möcht's nicht glauben,
dieser Bär,
jüngst auf der Flucht erschossen,
sorgt selbst posthum für Possen
und treibt die Jäger vor sich her!

Die sind jetzt Mörder allesamt –
Tucholsky hat Soldaten,
so heißt es in Zitaten,
aus analogem Grund verdammt.

Doch hat's der Bär nicht selbst
verbockt?
Er könnte heut' noch leben –
in einem Käfig eben,
vom Weibchen rettend reingelockt!

So menschlich schien der Plan
und kuhl,
auch war das Luder brünstig,
nur Bruno – gar nicht günstig –
erwies sich offenbar als schwul.

Was, echt? Dann wiegt noch mehr
die Schuld
am Tode des Migranten
und aller Artverwandten –
drum endlich Schluß mit Schafsgeduld:

Es wird für Stoiber höchste Zeit
zum Mahnmalbau in Bayern,
die eigne Schmach zu feiern
und zwar in alle Ewigkeit!

Italien besorgt den Rest
im Bärenmord-Palaver:
Man fordert den Kadaver
wie einst den Ötzi steif und fest.

Die meisten aber haben Glück
beim schwarz sich nordwärts
Schengeln:
Selbst wenn wir noch so quengeln,
was lebt, nimmt Rom ja nie
zurück ...

Pannonicus